

SCHWÄBISCHE HEIMAT

in Württemberg e.V., Stuttgart-O
Schloß Rosenstein, Ruf 4 1946

6

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / DEZEMBER 1956



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

Postverlagsort Stuttgart

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1956

7. Jahrgang

Sechstes Heft – November/Dezember

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER
für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER
für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP
für Architektur

WALTER GRUBE
für Geschichte

ERNST MÜLLER
für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 6.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, von sonstigen Bezieher*innen an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: Novembernebel auf der Alb. *Aufnahme:* Bauder

INHALT

| | |
|---|-----|
| August Lämmle 80 Jahre alt <i>Von Hans Schwenkel</i> | 225 |
| Der Bauer und sein Land <i>Von August Lämmle</i> | 228 |
| Ein vorromanischer Stein zu Wannweil <i>Von Herbert Paulus</i> | 231 |
| Das älteste Papierwerk im Allgäu <i>Von Lore Sporhan-Krempel</i> | 235 |
| Schellings Beziehungen zu Schiller und Goethe <i>Von Franz Bühler</i> | 241 |
| Legendenbildungen in und um Calw <i>Von Ernst Rheinwald</i> | 244 |
| Em November <i>Gedicht von Wendelin Überzwerch</i> . | 247 |
| Der schwäbische Engel <i>Von Georg Schwarz</i> | 248 |
| Weihnacht der Kreatur <i>Gedicht von Sofie Abel-Rau</i> | 248 |
| Brief eines ausgewanderten Künstlers <i>Von Fritz Faiss</i> | 249 |
| Buchbesprechungen | 251 |
| Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes | 257 |

August Lämmle 80 Jahre alt

Von Hans Schwenkel

Noch ist er unter uns, der lächelnde Weise aus Leonberg, in voller geistiger Frische und Lebendigkeit, mit der Gelassenheit des reifen Mannes, der inneren Sicherheit über das Geleistete, erfüllt von den Gedanken und Erkenntnissen, um die er sich in einem an Freude und Leid reichen Leben bemühte – herzlich und gütig, mit sich selbst und der Welt im Einklang, wie es nur wenigen beschieden ist.

Am 3. Dezember feiert er seinen 80. Geburtstag. Wir freuen uns, daß wir ihn mit ihm feiern dürfen und wollen seiner in einer Rückschau gedenken. Hat er doch im Sinne des Heimatschutzes gewirkt und unseren Bund, dessen Ehrenmitglied er seit April 1939 ist, mehrere Jahre geleitet.

August Lämmle ist als jüngerer Bauernsohn in Oßweil geboren und in bäuerlicher Gewohnheit und Umgebung aufgewachsen. Er besuchte das „Lyceum“, die lateinische Schule, in Ludwigsburg und lernte fünf Jahre Latein und Griechisch. Dieser Blick in die klassische Welt war ihm ein Reichtum für das ganze Leben, aus dem er immer schöpfte. – 1891 bis 1896 wurde er in Nürtingen und Eßlingen zum Volksschullehrer ausgebildet; diesen Beruf übte er 14 Jahre aus, an Unterklassen und Oberklassen, auf der Alb, auf den Tübinger Härden, im Remstal, im Gäu, in Oberschwaben, im schönen Frankenland. Wichtig geworden für seine spätere Arbeit sind Kusterdingen, Geradstetten, Oberteuringen, Rossach und Steinenberg. – 1901, als Lehrer in der Diaspora, verheiratete er sich mit Albertina Raible, einer Eßlinger Bürgerstochter, die seither bei ihm, um ihn und in ihm gewesen ist. – Als er aus den oberschwäbischen, so bodenständigen Kostbarkeiten als ständiger Lehrer in das kleine Weiler Rossach ging, wo damals noch der letzte Nachkomme des Ritters Götz

von Berlichingen seinen Sitz hatte, erlebte er die zwei Welten unseres Volkstums, mit denen er dann, und aus denen er dann lange sein volkskundliches Wissen bereicherte.

1906 ging er nach Steinenberg bei Schorndorf. Er hatte dort nie weniger als 100 Schüler, die er in 36 Wochenstunden zu unterrichten hatte. Dazu kam der damals noch obligatorische Organistendienst und die Tagesfortbildungsschule mit den Söhnen und Töchtern von den Höfen. Er konnte auch nicht umhin, den Gesangsverein zu leiten. Und dann wurde er gebeten, die Leitung der Darlehenskasse zu übernehmen, der die vielen Dörfer und Weiler und Höfe der Pfarrei angeschlossen waren. Beim Neubau der Schule in Steinenberg gab ihr die Gemeinde seinen Namen. Auch die wunderbar ausgestattete Oßweiler Schule nennt sich nach ihm.

Lämmle war und blieb ein ausgesprochener „Selbstlerner“ – es gab ja für das, was ihm in der Seele lag, keinen Vorgang. Unser Württemberger Land und sein Volkstum in seiner „dynamischen Einheit“ war für ihn die Hohe Schule. Er sah dem Volke wie auf den Mund so ins Herz, um sein Wesen und seine Art zu „begreifen“ und in ihrem Werden auf Grund seiner geschichtlichen Studien zu verstehen. Seine Natur hatte ihn für diese Aufgabe wohl ausgestattet. Schon 1909 schrieb er im Auftrage der Schulbehörde seine Schorndorfer Heimatkunde. Das Geschichtliche steht darin im Vordergrund; doch sind die Gesteine, ist das Wirtschaftsleben und ist die Volkskunde nicht vergessen. Ein Gang durch die Bezirksorte folgt nach. Die Reise durch den Bezirk Schorndorf ist der Vorläufer der „Reise ins Schwabenland“ (1936). Keimartig ist schon alles vorhanden, was sich später so großartig entwickeln sollte.

Wegen der in Steinenberg verbrauchten Gesundheit übernahm er auf Rat des Arztes, der ihm „die Schulmeisterei“ überhaupt verboten hatte, eine Turnlehrerstelle bei der Ministerialabteilung für die höheren Schulen – kurze Zeit in Ulm am Realgymnasium, dann auf 3 Jahre an der gleichen Schule in Göppingen (1910–1913). Von da ging er als Reallehrer nach Cannstatt an die dortige große Oberrealschule. In Cannstatt wohnte er 31 Jahre. – Im ersten Weltkrieg wurde Lämmle Soldat und leitete mehrere Jahre die Verwaltung des Reserve-lazarets III zu Tübingen, wo er in Otfried Müller, dem Direktor der Inneren Klinik, und seinem Oberarzt Otto Brösamlen neue Freunde und Einblick in eine neue große Welt bekam.

Nach dem Krieg wurde Lämmle endgültig vom Lehrerberuf beurlaubt – zu besonderen Aufgaben des Unterrichtsministeriums, so zur Geschäftsführung des Vereins für ländliche Wohlfahrtspflege, später zu freier Mitarbeit im Verein zur Förderung der Volksbildung bei dem späteren Kultminister Theo Bäuerle. Bezeichnend für Lämmles Einstellung zu den Fragen der freien Volksbildung und der Volkshochschule ist sein 1920 gehaltener Vortrag mit dem Thema „Das Volkstümliche als Grundlage der freien Volksbildung“. Im Sinne dieser Erkenntnis leitete er dann mehrere Jahre die Cannstatter Volkshochschule, sprach er auch bei einer Schiller-Tagung in Marbach über „Schiller und die Jugend“.

Auf Betreiben von Ministerialrat Bracher und Ministerialrat Theophil Frey erhielt Lämmle zwei Jahre freien Urlaub zum Studium volkstkundlicher Disziplinen. Auf 1. April 1923 wurde er an das neugegründete Landesamt für Denkmalpflege berufen, „zur Einrichtung und Leitung einer besonderen volkstkundlichen Abteilung“. Württemberg war das einzige Land, das diese neue Einrichtung schuf. Lämmle hatte schon vorher mit der Herausgabe seiner Quellenbücherei zur schwäbischen Volkskunde begonnen, die mit ihren 8 Bänden unter Mitarbeit von Kapff, Bohnenberger, Seemann und Archivrat Mehring bedeutsame und viel beachtete Beiträge zur volkstkundlichen Forschung lieferte. Als Band für sich, herausgegeben vom Landesamt, erschien sein Buch „Unser Volkstum“ und bei Walther de Gruyter zu Berlin sein Buch „Brauch und Sitte im Bauerntum“, das den Heidelberger Vortrag 1934 als Gabe des Deutschen Volkskundebundes enthält. Es wurde in Württemberg allgemein gut aufgenommen, von der Überwachungsstelle Darrés und Rosenbergs aber 1936 auf den Index gesetzt.

Es ist noch heute bekannt, welche umfassende Bildungs- und Kulturarbeit das Landesamt für Denkmalpflege unter der Führung seines vielseitigen Vorstands, Peter Goessler, geleistet hat. August Lämmle hat durch seine Mitarbeit und durch die von ihm ausgehenden Anregungen wesentlich dazu beigetragen. Zeugnis dafür gibt die Monatsschrift „Württemberg“, die er von 1929 bis 1933 als Schriftleiter, von da an bis 1938 auch als Herausgeber leitete und nach Form und Inhalt bestimmte. Hier hat er als Mann der Volkskunde, als Schriftsteller und Dichter, als Kenner des Landes und der Menschen, aber auch als Praktiker und Organisator sich glänzend bewährt und eine der besten Heimatzeitschriften geschaffen, die es je gab. Sie übte einen starken Einfluß im Lande aus – die besten Männer des Landes arbeiteten mit.

Als Leiter der Abteilung Volkstum sammelte er, was an volkstümlichen Überlieferungen zu sammeln war, ganz im Sinne von Bohnenberger, Hermann Fischer, Wilhelm Pfeiderer, Kapff und Bracher und Eugen Nägele, deren Arbeit fortzusetzen und auszubauen „mir eine Ehre war und ein Glück“.

Neu begonnen hat er mit den Sammelwerken Volkslieder, Segen- und Heilsprüche, Sprichwörter und Redensarten, der großen Flurnamensammlung und der Arbeit zum deutschen Volkskundeatlas. Wie sehr die Arbeit das freudige Echo im Lande fand, zeigen die Zahlen: bei der Flurnamensammlung hatten sich mehr als 1000, zum Volkskundeatlas 1200 Bearbeiter gemeldet, vor allem Volksschullehrer, die hier für den Heimatkundeunterricht in der Schule ausgezeichnete Quellen fanden.

An seinem 60. Geburtstage suchte August Lämmle um seine Versetzung in den Ruhestand nach, welchem Gesuch im Vorsommer 1937 nach kurzem Zwischenurlaub stattgegeben wurde. Er hatte seine beiden Söhne verloren. 1928 den 23jährigen Hermann durch Absturz im Wilden Kaiser, 1931 den 29jährigen Eberhard infolge einer Blinddarmentzündung. 1936 hatte er sich am Ramtel in Leonberg, an einem verborgenen Platz, ein Grundstück gekauft und dort von 1939 an sein Gartenhaus gebaut. Paul Heim hat es gestaltet. Nach der Zerstörung der Cannstatter Wohnung 1944 ist er mit seiner Frau dorthin umgezogen. Er wohnt in dem nach ihm benannten August-Lämmle-Weg 18.

August Lämmle ist im ganzen Land verehrt und weit darüber hinaus bekannt und gelesen. Es waren zunächst seine Gedichte in schwäbischer Mundart, die rasche Verbreitung fanden (1912/13: „Schwobebluet“; 1914: „Oiges Brot“; 1919: „Sonntig“; 1926:

„Sonnestrauß“; 1938: der Sammelband „Es leiselet im Holderbusch“). Für Lämmle ist die Mundart die Brunnenstube der Hochsprache, eine Quelle, die nicht auszuschöpfen ist. Nie sind vorher so zarte und tiefe Dinge mit einem so wundervollen Klang und Rhythmus in der Volkssprache gesagt worden. Kein Wunder, daß Lämmle der Lehrmeister so vieler geworden ist, und daß er die Mundartdichtung nicht bloß zu Ehren gebracht, sondern ihren Mißbrauch für die Wiedergabe des Niedrigen und Zotigen dem Volke weithin entleidet hat.

Genau so wie Lämmle durch Studienreisen in Deutschland, Österreich, in der Schweiz und in Italien seine Anschauung erweiterte und durch Vergleich das Heimatliche erst ganz zu erkennen suchte (er sagt: „Ich bin zehn Jahre mit dem Wagen durch Europa gefahren, immer wieder, um Württemberg kennenzulernen“), so hat er als Lyriker und Erzähler seinen Kreis aus dem Heimatlich-Schwäbischen hinüber und hinaus ins Allgemein-Menschliche erweitert. Seine Spinnstubengeschichten und zwei ähnliche Bände erschienen 1916 bis 1919; das Geschichtsbuch 1923; „Das alte Kirchlein“ 1926; 1938 erschienen die zusammengefaßten Geschichten unter dem Titel der Leitgeschichte „Der Herrgott in Allewind“. „Das kleine Geschenk“ (1949) und das Lebensbüchlein „Unterwegs“ (1951) enthalten Geschichten, Betrachtungen und Gedichte.

Da hat jedes Wort sein Recht. Man hat den Eindruck, daß Lämmle an seinen Schriften gearbeitet hat wie ein Bildhauer an seinem Werk. Die Geschichten werden, wie Johann Peter Hebels Erzählungen, in die deutsche Literatur eingehen – nicht bloß, weil sie sprachlich vollendet, sondern auch weil sie voll Lebensweisheit, voll Schalkhaftigkeit und Humor sind.

Humor! Wer Lämmles Schriften gelesen, wer auch nur einen seiner Vorträge gehört hat, weiß, was Humor im wahrsten Sinne ist: ein aus tiefem Gemüt kommendes Verstehen alles Menschlichen. Lebensphilosophie und lächelnde Wahrheit, Trost in allem bitteren Ernst des Lebens. Schon um dieses Humors willen lieben wir unseren Achtziger.

Wo hat er nicht alles gesprochen! Vor Wissenschaftlern, zusammen mit Universitäts-Professoren, vor „Fachleuten“, Handwerkern, Bauern und Arbeitern, vor Abgeordneten, bei Verwundeten, Alten, Kranken. Allen hat er ein Stück ihres Lebens gedeutet, alle hat er bereichert, erquickt und erfreut mit seiner Heimatliebe und Weltoffenheit, seiner Heiterkeit und seinem Lebensernst. Er hat Niedergebeugte aufgerichtet, Verzweifelte lachen und glauben gelehrt

– glauben an das Wahre, Gute und Schöne in der Welt.

Schon äußerlich sind auch seine Bücher durch ihren guten Geschmack und die Ausstattung mit Bildern, innen in ihrer Mischung von Prosa und Versen, von Tatsachen und Gedanken liebenswert und immer mit Freude, für Augenblicke mit Genuß in die Hand zu nehmen, aufzuschlagen, darin zu blättern und irgendwo zu lesen – hat er doch immer seine ihm so reich geschenkten Gaben als eine Aufgabe, als einen Auftrag angesehen, den man auf jeder Seite spürt. – Immer wieder glänzen uns Edelsteine in goldener Fassung entgegen.

Noch ist zu erwähnen, daß Lämmle auch im Schwäbischen Sängerbund tätig gewirkt hat und daß seine große Liebe Friedrich Silcher galt, über den er 1956 sein Buch „Friedrich Silcher, sein Leben und seine Lieder“ geschrieben hat.

Besonders hat Lämmle in den zwei Bänden „Die Reise ins Schwabenland“ (neue Ausgabe 1949, das andre Buch „Der goldene Boden“ 1953) seine Heimat beschenkt. Hier gibt Lämmle ein Bild unseres schönen Landes, unserer Städte und Dörfer, Klöster, Schlösser und Burgen und – unserer Menschen, von denen alles zeugt, was im Lande gewachsen und gebaut ist. Immer so wie er sie sieht aus der Überlieferung, in Staat und Recht, in der Sprache, in der Kunst und Dichtkunst, im Bauerntum und Handwerk und in der Industrie; dazu in den Männern, die das Volk herausgestellt hat, in den Dichtern und Philosophen, Erfindern, Gottesgelehrten – hier ist eine „Schwäbische Kunde“ im umfassenden Sinn.

Insbesondere dieses Werk, ebenso aber auch die anderen Bücher und die vielen und vielerlei Aufsätze fordern die Frage heraus, was nun Lämmle in seinem sinnierenden und forschenden Leben an letzten Erkenntnissen gefunden und auf Grund dieser erst halbbewußt, dann immer klarer ausgesprochen hat, zu den Maximen seines Schrifttums und seines Wollens gemacht hat? Er hat es selbst in seiner Rede im Baden-Württemberg-Haus in Bonn am 10. Februar 1955 gesagt:

Land und Volk sind eine stoffliche Zweiheit, aber eine dynamische Einheit. Nach der Landnahme und nach dem Verdrängen der Römer erzeugte der Zwang des Sippenblocks den Drang zu persönlichem Eigentum, zu persönlicher Leistung und zu persönlicher Geltung. Die um die wenigen Brunnen zusammengedrängten Dörfer zwangen zur Parzellierung der Markung, aus der die Dreifelderwirtschaft und schließlich das Kleinbauerntum entstand, welches die Entstehung des Proletariats verhinderte.

Die Bodensässigkeit zwingt, im Gegensatz zum Nomadentum, zum Denken und Umdenken: „das geistige Potential wird aufgerufen“. Aus Natur und Geist, Boden und Mensch, Land und Volk als dynamischer Einheit entsteht Volkstum und Kultur, die „Artseele“. „Es geht eine gerade Linie von unserem trockenen Land zu Hegel ... von dem mühseligen Bauerntum zu Philipp Matthäus Hahn und zu Daimler!“

In unserem ganzen Volke ist „jene geistig-seelische Bereitschaft erreicht, wo die Veredelung beginnen konnte!“ – „Aus dem anonymen Volke kamen sie, die Ingenieure, die Erfinder, die Philosophen, die Entdecker, die Männer der Wissenschaft, die Meister der Werkstätten.“ – „Das Ergebnis unserer Geschichte ist die soziale Gemeinschaft in ihrem letzten Sein und Sinn!“. Alle unsere großen Männer haben ihre Wurzeln im Volkstum und sind geworden im Zwiegespräch im geistigen Raum, in unablässiger

Beratung zwischen der Welt um uns mit der Welt in uns.

Einmal schreibt August Lämmle nach einem Besuch in Oßweil: „Ich habe immer hier gelebt, das ist mir nun gewiß! Und ich spüre klar und deutlich, daß im Geheimen Rat meines Wesens, meines Geistes, meines Denkens, Fühlens und Wollens immer dieses Bauerndorf mit dabei war mit seinen Gärten und Feldern und Volksliedern und Gesangbuchliedern. Auch mit den Menschen, diesen eigenwilligen, zeitlosen, zielbewußten Menschen meiner Kindertage!“ Hier ist die Anwendung seiner Kulturphilosophie auf ihn selber.

August Lämmle, der von der Regierung zu seinem 75. Geburtstag den Professortitel erhielt, hat uns, wie keiner, gesagt, was wir sind und sein sollen. Er war für uns kein „kleines Geschenk“, sondern ein ganz großes. Unsere dankerfüllten Herzen und unsere Gedanken sind bei ihm, wenn er die Schwelle zu seinem neunten Lebensjahrzehnt überschreitet.

Der Bauer und sein Land

Von August Lämmle

1. Ein pflügender Bauer

Diese Betrachtung zu schreiben, hatte ich immer und immer wieder hinausgeschoben und mir Sein und Sinn des Themas überlegt. Da half mir ein zufälliges Gespräch mit einem Freunde, wie es manchmal so geht, daß ein nicht Dazugehöriges zu einem Gleichnis wird, das ein Verschlissenes aufschließt.

Hans Landerer, ein mit allen bäuerlichen Dingen vertrauter schwäbischer Landwirt, erzählte mir die Begegnung mit einem fremden Manne – „mit einem Herrn“, sagte er, womit Bauern die meinen, die mit der Handarbeit nichts zu tun haben. Der Fremde war am Wege stehengeblieben und hatte ihm, dem Bauern, zugesehen, wie er mit dem Pflug Furche um Furche durch den Acker zog, wie er an der Ackergränze wendete, wie sich die frisch umgebrochenen Schollen in einer Art geschwisterlicher Zärtlichkeit aneinanderlehnten, aneinanderschmiegen, als wäre nicht eben das scharfe Messer des Pfluges durch sie hindurchgegangen.

Bei solchem Tun ist keine Hast, nicht beim Bauern und nicht bei seinen Rossen. Es ist auch kein Zögern dabei, nicht den Acker entlang und nicht an der Anwanke – nur daß die Pferde einen Augenblick stillestehen auf den leisen Anruf des Bauern, der den Pflug herumwirft, worauf alles weitergeht, die Rosse einschnellen, das Handpferd in die Furche tritt und der Bauer den Pflug ansetzt.

Er hatte den Fremden wohl gesehen, aber nach Bauernart, hingegeben an seine Arbeit, sich nicht weiter um ihn bekümmert. Der Mann aber besah alles mit großer Aufmerksamkeit; es war ihm neu, und es schien ihm auch wichtig. Er rechnete aus, daß der Pflug wohl vierzigmal die Runde machen müsse, bis der ganze Acker umgebrochen sei – vierzigmal, einmal wie das andermal. Und als das Gespann wieder kam, fragte er den Bauern: „Guter Freund, was denken Sie da, wenn Sie so, immer und immer wieder, eine Furche um die andere durch den Acker ziehen?“

War das überheblich gefragt? Nein. Es war nur un-

verständlich. Und der Bauer bestätigte das auch in einer, ich möchte sagen, halb mitleidigen Antwort: „Denken?“ sagte er, „zum Denken hat man beim Ackern keine Zeit, da erlebt man zuviel.“

2. „So ihr's nicht fühlt...“

Denken – was ist das? Denken meint, sich auf den berühmten „Punkt außerhalb“ stellen und Erscheinungen des Lebens, Begegnungen oder gehabte Erlebnisse mit früherer Erfahrung oder sicherem Wissen vergleichen und werten. – Kann sich die Mutter bei ihren Kindern, der Maler in seiner Arbeit, der Sänger in seinem Liede „außerhalb“ stellen? Ist es nicht gerade das Innerhalbsein, die Verschmelzung zweier Wesen zu einer Gemeinschaft, zu einer dynamischen Einheit, was dem Verhältnis von Mutter und Kind, Maler und Bild, Sänger und Lied zur Innigkeit verhilft?

Und kann sich der Bauer seinem Lande gegenüber außerhalb stellen? Geht nicht die Bereitschaft, der Wille, die Lust hinüber und herüber?

Hat nicht der Boden Keim und Kraft,
so daß er selber will und schafft?
Spürt nicht das karge Bauernland
die Zärtlichkeit der Bauernhand?

„Ein kleines Geschenk“

Der Philosoph und Physiker *Gottfried Wilhelm Leibniz* (1646–1716) hat das Wort von der „prästabilierten Harmonie“ geprägt. Er meinte damit, daß auch nicht kausal aufeinander bezogene Dinge und Verhältnisse im Einklang fruchtbar und segensreich zusammenwirken und doch selbständig und in ihrer Eigenart ungekränkt nebeneinander bestehen und wachsen können.

Freilich hat auch hier das Dialektische so gut seinen Platz wie in der Logik; aber hier sind andere Funktionen des Natürlichen und des Menschlichen tätig als beim Denken. Dieses vollzieht sich auf der Ebene des Bewußtseins, während sich hier Bewußtes und Unbewußtes verbinden. – Freilich setzt diese Anschauung den Glauben *Goethes* von der beseelten Materie voraus.

Aus den natürlichen Verhältnissen seiner Heimat heraus hat *Wilhelm Friedrich Hegel* (1770–1831) sein dialektisches System entwickelt.

3. Wie es anfang

Ums Jahr 300 waren die Alemannen wieder im Besitz der alten suebischen Lande um den Neckar, an

der oberen Donau und am Oberrhein. Sie waren Bauern, Hirten, Pferdezüchter. Ihre -ingen-Siedlungen liegen noch heute im Bauernland, in den Landschaften des Muschelkalks, des Jurakalks und der Lettenkohle. Da das Wasser von Regen und Schneeschmelze vorwiegend durch das Gestein sickert, hat diese Landschaft das Antlitz der frühen Schöpfungstage behalten.

Da waren Weiden mit süßem Gras und würzigen Kräutern. Da waren in den Mulden Lößnester, die darauf warteten, daß ein Bauer den Pflug ansetzte und mit dem Sätuch um die Schulter über den Acker gehe, damit er Brotkorn trage und Linsen, Hanf und Flachs. – Und da sind Sonnenuntergänge und Mondlandschaften, wo die Seelen stille werden und fromm – da blühen im Mai die Auen im Tal und die Wildkirschen am Waldesrand, mit denen die Natur unser sprödes Land verzaubert und aus den spröden Menschenherzen jene zarten Lieder hervorlockt, die ein Gleichnis dessen sind, was Gott mit uns vorhat und was uns so selten gelingt.

Es war (und ist) ein „trucken Land“. Auf dem Ebenen sind die Quellen rar. Darum drängen sich die Häuser und Ställe so enge um den Dorfbrunnen, der allen gehört. Und darum ist die Markung parzelliert, daß jeder in jedem Felde einen Acker haben konnte und nehmen mußte. So entstand die Dreifelderwirtschaft. – Und da der Lohn für die Bauernarbeit in diesem hartnäckigen Felde den Ertrag der Ernten auffrißt, begann schon im 14. Jahrhundert die Teilung der Erblehen unter Söhne und Töchter, die 1552 Landesgesetz wurde. – So entstand die Kleinbauernwirtschaft mit immer intensiverem Anbau. Diese hat Mängel. Gewiß. Aber sie verhinderte bei uns die Entstehung des Proletariats und bewirkte jenen „Hang zu immerwährender Tätigkeit“, die *Friedrich Schiller* seinem Vater nachrühmte und von dem auch er besessen war.

4. Die späten Siedlungen

Spärlich besiedelt waren lange die Höhen im Urgebirge des Schwarzwalds und die Buntsandsteinhänge in seinem Vorland. – Und die weit sich ausbreitenden Keuperlandschaften waren bis ins 8. Jahrhundert sandige Steppenheide und nur auf Wildfährten und Jägerpfaden zugänglicher Urwald.

Der Keuperboden ist wasserscheu: Der Regen reißt Rinnen und Furchen, Schneeschmelze und Wolkenbrüche reißen Schluchten und Täler in das Bergland, Schlammlawinen gehen zu Tal, Berghänge kommen ins Rutschen. Hier begann um 800 die Rodungs-

arbeit. Vorbildlich und erfolgreich waren die Benediktiner der Klöster Ellwangen und Murrhardt, Bebenhausen, Maulbronn und Hirsau. Diese Männer mit den schwieligen Händen brachten auch das Christentum, das rasch aufgenommen wurde und in Fleisch und Blut überging.

Und um 1100 begann der Weinbau. Die laufenden Hänge wurden durch Mauern gefesselt, die Sandsteinblöcke ausgebrochen, Dornen und Brombeerwurzeln ausgegraben; vom Tal bis zur Kuppe die Himmelsleitern der Weinbergstaffeln gebaut, die Rebstöcklinge angelernt, der herabgeschwemmte Boden im Butten wieder hinaufgetragen an die Weinstöcke. Was bis heute da zu hacken, zu pfählen, zu binden, zu heften, zu geizen, zu schwefeln, zu spritzen ist, einmal, zweimal, vielmals in einem Sommer, was der Rebschädlinge wegen zu geschehen hat, das kann man nicht in Zahlen ausdrücken. – Nun stehen hier im Keuperland, im Muschelkalk, an den Hängen im Rheintal die Weingelände, die in ihrer großartigen Architektur, als Veredlung der Landschaft, wohl zu vergleichen sind mit den gotischen Domen, die zur gleichen Zeit entstanden.

5. Der Anteil der Bauern und Weinbauern

Hier wird der Unterschied von Nomadentum und Bauerntum deutlich. Der Nomade zieht mit seiner Herde von Weideplatz zu Weideplatz – er läßt, wie *Friedrich Schiller* sagt, „die Triften wüste liegen, wo er strich“. Der Bauer muß säen, ehe er ernten kann; er muß arbeiten, ehe er essen kann.

Und mit der Bodensässigkeit beginnt das Denken, ein ganz neues, ein ständiges, ein immer lernendes und umlernendes Denken. Es beginnt das Erspähen, das Erhorden, das Erkennen der im Boden und im Samen wartenden Kräfte – ihres Willens und ihres Unwillens, ihres Versagens und ihrer Lust,* der Mängel und Hilfen des Klimas und des Wetters.

Was der Boden nicht gibt, muß aus dem Menschen herausgeholt werden – er muß nach einem Wort des *Protagoras*, eines Zeitgenossen von Sokrates, aus der schwächeren Seite die stärkere machen.

Der Anteil, den die Bewohner eines trockenen Landes zu dessen Nutzung beizusteuern haben, kann nur bei entsprechendem Einsatz von Intelligenz geleistet werden. Ein Volk, dem das Weißbrot auf den Bäumen wächst, braucht den Geist nicht zu belästigen.

* Lust gehört mit los und erlösen zur gleichen Wurzel; schwäbisch „Luse“ gehört dazu.

Natur und Geist, Bauer und Boden, Volk und Land – wer hilft hier dem anderen? Aus solcher dynamischen Einheit entsteht alle Kultur, entsteht auch das Volkstum. Alle Arbeit ist irgendwie Zusammenarbeit. Der Bauer baut den Acker, und entsprechend baut der Acker den Bauern. Da ist die prästabilisierte Harmonie von *Leibniz*.

6. Die Ernte im geistigen und im seelischen Sektor

Der leiblichen Schulung durch jegliche Arbeit entspricht ein persönlicher Gewinn im Bewußten und im Unbewußten.

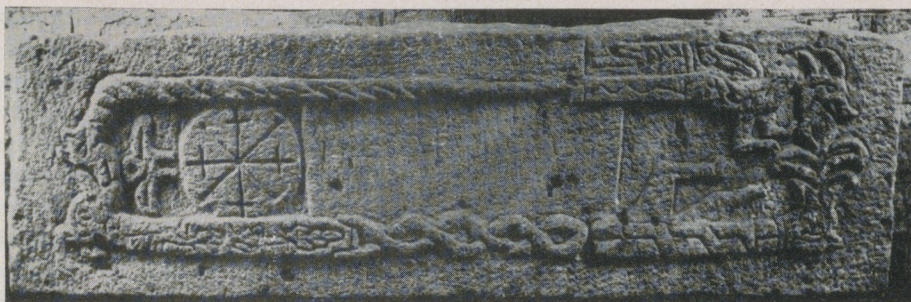
Das Wasser ging uns oftmals an den Hals. Es verlief wieder – es ist das Wesen des Wassers, zu verlaufen. Und ehe der Boden trocknet, grünen die Täler, blühen die Hänge, und über einem kleinen Jahr schneidet der Bauer wieder das goldene Korn. Das Land trutzt nicht.

Du alterst nicht, mein Land,
ob auch der Zeiger rückt,
du trägst dein schimmernd Brautgewand
beglückend und beglückt.

Du warst von Anfang an dabei,
als Gott die Erde schuf –
daß davon immer Kundschaft sei,
das ist nun dein Beruf.
Dein Vogel fliegt zu mir –
ein Lied hebt an in meiner Brust,
es drängt der Strom von Lieb und Lust
aus mir zurück zu dir.

„Unterwegs“

Hier darf man von Unsterblichkeit reden – denn hier ist sie. Und hier darf man von Vater- und Muttererbe reden, denn hier ist es. Können wir es uns denken, daß aus einem verwüsteten Lande *Hölderlin* und *Mörike* hervorgegangen wären oder aus einem untätigen Volke *Schiller* oder aus einer Überfülle natürlicher Ernten unsere Philosophen oder aus einem seelisch verwilderten Volke *Friedrich Silcher*? Auf diesen Tatsachen und Überlegungen steht der Landschafts- und Naturschutz in Baden-Württemberg, sein Sein und sein Sinn. Beide Länder haben viel, sehr viel bäuerliches Volk, auch wo es jetzt hinter Werkbänken steht oder in Schreibstuben oder Laboratorien, in wissenschaftlichen Instituten oder in den Kanzleien der Regierung arbeitet. Es hat sich Sprache und Brauchtum erhalten, „Dialekt“ sagt man richtig für dieses Dialektische.



1. Der Stein von Wannweil

Ein vorromanischer Stein zu Wannweil

Von Herbert Paulus

In der Kirche zu Wannweil (Landkreis Tübingen) befindet sich ein schon oft besprochener, seiner Symbolik nach heute fremdartig wirkender Reliefstein, der in die Reihe vorromanischer Denkmale aufgenommen werden muß, weil nicht nur seine primitive Konzeption, sondern auch die Vorstellungswelt seiner Bilder einer älteren, der Romanik vorausgehenden Epoche entspricht.

Dieser Stein (Länge 150 cm, Höhe 45 cm, Dicke nicht feststellbar) befand sich nach dem württembergischen Inventar von 1897¹ „in der Südmauer der eingerissenen Kirche eingemauert“. Er war – nach Paulus’ treffender Beobachtung – „mit heidnischem Drach- und Zopfwerk und christlicher, mit dem eingetieften Kreuz verzierter Scheibe“ versehen. Allerdings war die Annahme, der Stein zeige „noch den langobardischen Stil“, mit Recht nicht akzeptiert worden, wenngleich auch daraus eine richtige Beobachtung zu sprechen scheint.

Nach Paulus haben dann Fastenau² und Troescher³ den Stein nochmals besprochen. Vor allem war es Troescher, der dies in einer gründlichen Form versucht hat. So wird man ihm auch bezüglich der Deutung der labarumähnlichen Scheibe auf unserem Stein, die er m. E. mit Recht mit einem Monogramm-Medaillon verglichen hat, dankbar Folge leisten. Jedenfalls wird damit zweifellos die eine Seite dieses Reliefdetails richtig als ein dem byzantinischen Bereich angehörendes Symbolmotiv gedeutet. Bezüglich

der Deutung der zur Darstellung gekommenen Schlangen muß ich ihm leider meine Gefolgschaft versagen, da hier nicht eine christliche, sondern (wie schon E. Paulus richtig angenommen hat) eine heidnische Symbolik zugrundegelegt werden muß. Die Vorbilder dieser Bestien sind hier noch viel zu offensichtlich mit der frühmittelalterlichen Vorstellungswelt unserer Vorfahren verhaftet, als daß es möglich gewesen wäre, daß auch das Mittelalter sie so übernommen hätte. Ebenso ist auch die Konzeption, der dualistische Grundzug dieser – im wahrsten Sinne des Wortes – wie in einem verbissenen Kampfe miteinander lebenden Kreatur im Zusammenhang mit dem stets als heidnisch anzusprechenden Irminsulsymbol (alias Liliensymbol) in romanischer Zeit schon nicht mehr üblich gewesen. Abgesehen davon kennen wir wohl in der Romanik eine ähnliche, aus der Vorzeit des Volkes kommende Symbolik, aber eine derartige „unvermittelte“ Verbindung von byzantinischer und heidnischer Symbolik wie im vorliegenden Falle ohne die sonst für die Romanik übliche „Eindeutschung“ beziehungsweise „Verchristlichung“ der Vorlagen wäre für die romanische Epoche geradezu etwas Einzigartiges.

Wir halten es daher für durchaus geboten, den Wannweiler Stein hier nochmals zu untersuchen (Abb. 1). Der Stein zerfällt in eine Reihe von ikonographisch leicht ablesbaren Bildelementen, nämlich in das Irminsulsymbol (es wird im ganzen zweimal



2. Detail vom Baptisterium im Dom zu Cividale

dargestellt!), dann in das gleichsam als Monogramm Christi umgedeutete Rad (ursprünglich ein heidnisches Sonnensymbol!), in eine unlesbar gewordene Schrifttafel und schließlich in die Umrahmung, die dadurch gebildet wird, daß miteinander kämpfende Basiliken das Ganze mit ihren strickähnlichen Leibern zusammenfassen.

Bezüglich des Irminsulsymbolos verweise ich auf eine kleine Monographie⁴; im übrigen werde ich demnächst einiges über die Bedeutung dieses Symbols im Rahmen der karolingischen Kunst noch publizieren, so daß ich mir hier weitere Ausführungen spare.

Bei dem gleichsam als Monogramm Christi umgedeuteten Sonnenrad haben wir etwas länger zu verweilen. Troescher hat es schon richtig als ein Monogramm gedeutet, das byzantinischen Gepflogenheiten entsprochen hat. Allerdings ist sein Hinweis auf das Diptychon des Flavius Clementinus von 513 im Museum zu Liverpool⁵ insofern irreführend, als es sich in Liverpool nicht so sehr um ein Monogramm Christi handeln dürfte, um das es sich doch sicherlich in Wannweil handelt. Abgesehen davon dürfte sich auch ein derartiges Monogramm kaum erst auf Grund der Vorlage des besagten Diptychons in romanischer Zeit entwickelt haben. Jedenfalls ist die Erwägung, der schwäbische Steinmetz habe einfach „die ihm unverständlichen griechischen Buchstaben seiner Vorlage fortgelassen“, kaum zu glauben; denn man kann sich allen Ernstes in *dieser* Form die Entstehung eines derartigen Monogrammes, das dazu noch symbolische Bedeutung erhalten hat, nicht erklären. Im übrigen ist uns das Monogramm sowohl in seiner einfachen Sternform als auch durchsetzt mit den Formen der *crux decusata* oder so wie hier, schon von frühchrist-

lichen Beispielen, meist koptischen Ursprungs her bekannt. Mit der konstantinischen Ära findet sich dann dieses Monogramm nicht nur auf Münzen, sondern dient auch sepulkralen Zwecken, jedenfalls ist es im sepulkralen Bereich üblich⁶. Desgleichen bringt uns Kautzsch⁷ die Darstellung einer Schmuckplatte mit dem Monogramm Christi, eine Platte von Hagios Theodoros (Kilisse Dschami) zu Konstantinopel, so daß das einfache Monogramm auch als Schmuckform von Platten nachzuweisen ist. Neben den frühchristlichen und byzantinischen Beispielen⁸ finden sich aber auch solche auf einigen langobardischen Platten, was ja bei der engen Berührung von langobardischer und byzantinischer Kunstübung keineswegs verwunderlich ist. So sehen wir bei Schaffran⁹ eine Reliefplatte aus Vigo Lomaso, die das Rad als einfaches Christusmonogramm wiedergibt; in ähnlicher, noch vereinfachter Form findet sich das Motiv auf der Haflinger Platte¹⁰. Demnach ist es doch so, daß unser Steinmetz nicht nur von dem Liverpool-Diptychon Anregungen empfangen haben kann, sondern daß sie ihm vielleicht noch eher aus dem Bereich der stammverwandten langobardischen Kunstübung zugeflossen sind.

Dazu kommt noch, daß ebenso innerhalb der langobardischen wie innerhalb der gesamtgermanischen Vorstellungswelt das Rad als Sonnensymbol eine bedeutende Rolle gespielt hat. Daß mit der schon früher (im Inventar) als „Scheibe“ bezeichneten Form unseres Wannweiler Monogramms nichts anderes als das von der Symbolik her bekannte Sonnenrad gemeint sein kann, wird der nicht bezweifeln, der sich an die Holzscheiben erinnert, die noch heutigen Tages von unserem Volke im Johannisfeuer entzündet und dann die Berghalden hinabgerollt werden. Ebenso bedarf es keiner weiteren Beweise, daß sich schon in früher Zeit die Darstellung des Monogramms Christi bei unseren Vorfahren mit dem Sonnenradsymbol verbunden hat, weil ja Christus als die wirkliche Sonne offenbar geworden ist, zumal wir ja auch die langobardischen Stücke vor uns haben.

Letztere stehen also dem Wannweiler Beispiel nicht nur wegen des geschilderten Symbolgehaltes nahe, sondern sie sind auch wegen ihres liturgischen Zweckes seine Vorfahren. Wie ich schon sagte, findet sich das Monogramm oft im sepulkralen Bereich; innerhalb der langobardischen Kunstübung wurde es dann sowohl auf Grabplatten (Hafling) wie auch auf Schmuckplatten von Altären und Baptisterien (Vigo) verwendet, also jeweils immer im Zusammenhang mit der Dokumentierung des Auferstehungsgedankens üblich. Daß der Auferstehungsgedanke übrigens auch

bei unserem Wannweiler Monogramm dokumentiert werden sollte, scheint mir schon die Verbindung der Scheibe mit dem Irminsulsymbol nahezulegen. Denn auch dieses Symbol ist – nicht nur wegen seiner Ähnlichkeit mit der MAN-Rune – stets im Zusammenhang mit der Dokumentierung dieses Unsterblichkeitsgedankens zu beobachten. Es findet sich (meist in der Romanik) nicht „sinnlos“ auf zahllosen Taufsteinen, Grabtafeln oder Bogenfeldern angebracht und es ist nicht ohne theologische Überlegung bald mit dem Kreuz Christi identifiziert worden oder im Gegensatz zu ihm zur Darstellung gekommen. Somit ist schon der leise Verdacht, die Anbringung dieses Symbols könnte in unserem Relief allein aus Gründen eines „horror vacui“ erfolgt sein, in unserem Zusammenhang ein ikonographisches Mißverständnis. Das geht ja auch aus der Art und Weise hervor, wie hier die Symbolbilder miteinander verknüpft wurden. Denn abgesehen von dem primitiven Additionsvorgang einer vormittelalterlichen Darstellungsweise spricht doch alles dafür, daß man sich sehr wohl der angewandten Symbole bewußt war. Gewiß ist es für jedes ornamenthafte Denken geradezu typisch, daß es zugleich auch wie mit einer Symbolik geladen ist, aber hier ist noch mehr, hier ist die Aussage nicht mehr nur von allgemeiner Natur, sondern sie steht gleichsam wie unter einer theologischen Diktion.

Das läßt nun darauf schließen, daß sich auch die in der Bildreihe folgende Schrifttafel dieser Diktion inhaltlich untergeordnet hat. Was konnte aber dann eine derartige Beschriftung – und daß es sich dabei ursprünglich um eine Schrifttafel gehandelt hat, ist auch heute kaum zu bezweifeln – nur enthalten haben, wenn sie nicht gegen die Gesamtkonzeption unseres Denkmals verstoßen hat? Sie konnte also als ein den übrigen Bildgehalten gleichwertiger Bedeutungsträger nur eine Aussage enthalten haben, die mit dem Unsterblichkeitsgedanken in einem liturgischen Zusammenhang stand, sie gehörte also entweder in den Bereich des Tauf- oder in den des Totenritus.

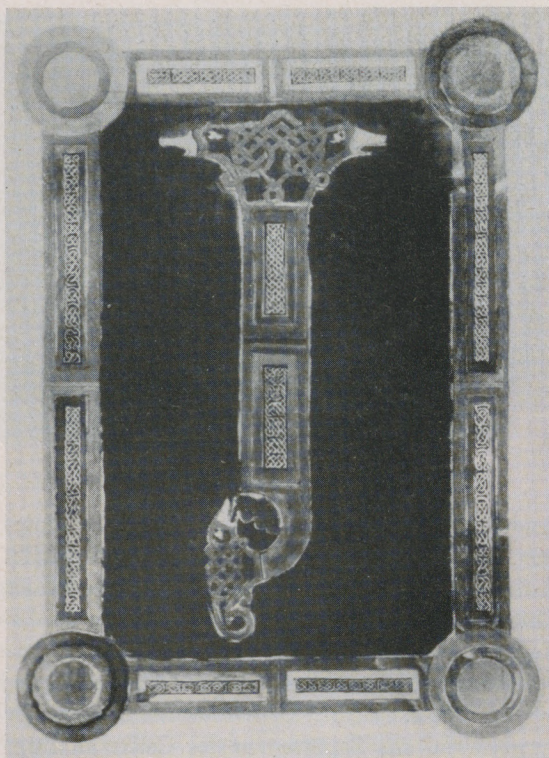
Jedenfalls ist das jetzt die einzig mögliche Konsequenz, solange wir annehmen, daß zwischen unserem Stein und seinen frühchristlichen Vorbildern ein Zusammenhang besteht, zumal wir ja auch bei diesen Stücken oft schon die gleiche liturgische Nutzanwendung des Christussymbolen vorweggenommen sahen. Im übrigen unterstreicht auch die symbolhafte Umrahmung, vor allem die dabei mit bemerkenswerten Nuancen wiederholt zur Darstellung gekommene Gegenüberstellung der Bestien, unseren bisherigen Gedankengang. Wenden wir uns zuerst den kämp-



3. Relief von Weigelsdorf

fenden Basilisken zu, also der Darstellung auf unserem Stein im Anschluß an die ehemalige Schrifttafel rechter Hand. Auch dieser Vorgang der miteinander kämpfenden Basilisken, die beide zusammen an der Irminsul, am Weltenbaum, nagen und sich gleichzeitig hindern, diesen Baum allein zu zerstören, ist uns von langobardischen Denkmälern her bekannt, ich verweise auf das Baptisterium des Calixt im Dom von Cividale (Abb. 2). Dort findet sich unmittelbar unter dem Symbol des Apostels Johannes (wie an anderer Stelle unter dem Kreuzsymbol) eine dem Wannweiler Basiliskenkampf sehr ähnliche Schilderung. Motivisch handelt es sich um das gleiche Thema; denn hier wie dort dürfte die Irminsulsage die Darstellung bestimmt haben. Man beachte hierzu die bei Walter Baetke¹¹ angezogenen Stellen über den Weltenbaum, vor allem die hier nicht zu übersehenden Aussagen über den Wohnsitz eines Adlers in den Zweigen der Esche und über das Nagen der Schlangen, darunter Nidhögg, an den Wurzeln des Baumes. Dieser Nachweis macht es vielleicht deutlich, weshalb es doch möglich war, daß z. B. in Cividale unmittelbar unter dem für uns christlichen Symbol des Adlers eine jedenfalls biblisch nicht zu bezeugende Schilderung des Basiliskenkampfes zur Darstellung gebracht werden konnte.

Daß die Szene unbiblisch ist, geht ja auch deutlich aus der Wannweiler Schilderung hervor; ist doch hier der Darstellungstypus der Basilisken am auffallendsten. Jedenfalls gehört er nicht in den Bereich der üblichen langobardisch-byzantinischen Tierdarstellungen, sondern entstammt einer anderen Tradition. Dieser auffallende Tierkopftypus mit der rüsselartigen Schnauze und den eigenartigen Ohren (sicherlich hatte auch der geflügelte Basilisk von Wannweil ursprünglich keine „Hörner“!) finden wir einmal bei dem als



4. Initiale einer englischen Handschrift der franco-sächsischen Schule

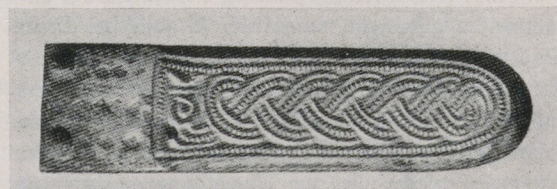
vorromanisch anzusprechenden Weigelsdorfer Relief ¹² (vgl. Abb. 3), dann an der Initiale J einer englischen Handschrift der Franco-Sächsischen Schule der karolingischen Epoche ¹³ (vgl. Abb. 4) und an einem Bronzegriff aus der frühgeschichtlichen Sammlung des Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg (Abb. 5). Aber auch der zweite Typus (auf unserem Relief linker Hand) läßt sich in die Vorzeit zurückverfolgen, so verweise ich auf eine Andernacher Gürtelzunge, heute ebenfalls in der Frühgeschichtlichen Sammlung des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg (Abb. 6), so daß jetzt nicht nur die Herkunft der Wannweiler Tierdarstellung, sondern auch ihr ornamenthafter liturgiegebundener Stil, der ja ebenso starke naturalistische Züge enthält, wie wir sie an den Vorbildern bemerken können, erklärlich werden dürfte.

Wird aber die Tierdarstellung aus dem vormittelalterlichen Bereich erklärbar, so wird auch der hier zur Darstellung gekommene Tierkampf, d. h. der zweimal *verschieden* geschilderte Dualismus der Basiliken, aus dem gleichen Bereich zu deuten sein. Nicht nur der dabei entwickelte naturalistische Darstellungsstil, sondern das ebenso deutlich zum Ausdruck ge-

brachte ornamenthafte Denken wie es z. B. aus der Darstellung der Hinterfüße der einen Bestie spricht (obgleich es für unser Empfinden eigentlich die Vorderfüße sein sollten), ist in gleicher Weise ein Zeugnis für das unmittelbare und ungebrochene Verhältnis zu einer noch vorchristlichen Vorstellungswelt. Nur so wird es ja auch verständlich, weshalb in unserem Reliefstein die mythischen Züge der vergangenen Religion genau so ihre Beachtung finden wie etwa die noch ungewohnten Symbole der neuen Religion. Denn während zur Rechten des Steines ein furchtbarer Kampf herrscht, die Nachtseite des Lebens offenbar wird, wird zur Linken im Schatten der aufgehenden Sonne, des Zeichens Christi, das Ruhen des Kampfes demonstriert: im geöffneten Maul des einen Ungeheuers ruht das geschlossene Maul des anderen. Das kann also jetzt nicht mehr dekorativ, sondern nur noch symbolisch gedeutet werden! Hier wird der heidnische Mythos mit dem christlichen Glauben konfrontiert. Der theologische Gedanke, daß der Böse den Bösen daran hindert, Böses zu tun (weshalb ja auch die Schlangen die Yggdrasil nicht vernichten können) wird ganz neu, d. h. christlich-transzendent gedeutet. So dürfte es darum kein Zweifel mehr sein, daß auch aus diesem Wechsel in der Darstellung des Kampfes zweier Bestien der neue Glaube, vor allem seine transzendente Seite in einer nicht mehr zu übersehenden Realität spricht. Und damit kehren wir wieder zu jenem Gedanken zurück, den wir schon früher zum Ausdruck brachten, als wir die These aufstellten, daß dieser Stein nach seiner ganzen Symbolik entweder in den Bereich des Toten- oder in den des Taufritus gehört haben dürfte.



5. Bronzegriff unbekannter Herkunft aus der frühgeschichtlichen Sammlung des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg



6. Gürtelzunge aus vergoldetem Silber (Andernach). Germanisches Nationalmuseum Nürnberg

Die Ikonographie des Wannweiler Steines ergibt also eine große Anzahl von Argumenten, die seine Entstehung in der vorromanischen Epoche sicher machen. Trotzdem der Datierung insofern Schwierigkeiten entstehen, als ja der Stein nicht der üblichen „karolingischen Reichskunst“ (Ginhart) entspricht, kann der Hinweis auf das Weigelsdorfer Relief doch den bestehenden Zusammenhang mit der auch in Weigelsdorf offenbar werdenden karolingischen Volkskunst erbringen, zumal wir auch dort die gleichen stilistischen Eigenheiten wiederentdecken. Da die erste Wannweiler Kirche der karolingischen Epoche angehörte, könnte unser Stein schon für sie angefertigt worden sein. Vielleicht ist er aber erst um 917 entstanden, da in diesem Jahre die enthaupteten Kammerboten Erchanger und Berthold¹⁴ hier bestattet wurden, für deren Grab der Stein als Epitaphium gedient haben könnte. Jedenfalls ließe sich vom Formalen her das erste Viertel des 10. Jahrhunderts als spätestes Datum der Entstehungszeit noch vertreten. Der Stein würde dann am Ende jenes ornamentalthatualistischen Darstellungsstiles stehen, der uns erstmals mit dem Denkmal des „Reiters von Hornhausen“ begegnet und den wir z. B. auch am Weigelsdorfer Relief bemerken konnten¹⁵.

Abbildungsnachweis: Nr. 1 Kunsthistorisches Seminar, Tübingen; Nr. 2 u. 4 Deutsches Institut für merowingische u. karolingische Kunstforschung Erlangen; Nr. 3 Schaffran Wien; Nr. 5 Privataufnahme; Nr. 6 Foto Müller Nürnberg.

¹ Eduard Paulus, Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg. Inventar. Schwarzwaldkreis. Stuttgart 1897, S. 268 f.

² J. Fastenau, Die romanische Steinplastik in Schwaben, Eßlingen 1907, S. 64.

³ Georg Troescher, Studien zu frühen Landkirchen im Tübinger Raum, S. 17 ff. Bd. 15, Heft 1 der Zeitschrift für Kunstgeschichte. 1952.

⁴ F. Seitz, Die Irminsul im Felsenrelief der Externsteine, 1953.

⁵ Vgl. Troescher, a. a. O. S. 21 und Abb. 5.

⁶ Kaufmann, Handbuch der christlichen Archäologie, 1905, S. 205 ff., 297, 364, 506. F. X. Krause Real-Encyklopädie, 1880, Bd. 2, S. 224 ff. (KREUZ).

⁷ Rudolf Kautzsch Die römische Schmuckkunst in Stein vom 6. bis zum 10. Jahrhundert, Römisches Jahrbuch für Kunstgeschichte III. Bd. 1939, S. 1 ff.

⁸ So bei Kaufmann, a. a. O. die Abbildungen auf S. 209 Figur 70; S. 321 Fig. 114; S. 361 Fig. 133; S. 318 Figur 110. – Auch auf merowingischen Riemenzungen findet sich das Motiv des einfachen Sternmonogrammes. Vgl. die Riemenzunge aus Offingen, Ab. 25, S. 100 bei: Ritterling, Museographie 1910–12, Teil I Süddeutschland, Bonn 1914 (Sonderdruck aus dem VII. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 1912).

⁹ E. Schaffran, Die Kunst der Langobarden in Italien, Jena 1941, Tafel 24 a.

¹⁰ Schaffran, a. a. O. Taf. 43 d.

¹¹ Walter Baetke, Die Religion der Germanen in Quellenzeugnissen, Frankfurt a. M., 1938 S. 152 ff.

¹² Maria Capra, Das Relief von Weigelsdorf, in: Festschrift Josef Strzygowski 1932, S. 27 ff.

¹³ London, St. James, No. 110 442. Foto des Deutschen Instituts für merowingische und karolingische Kunstforschung in Erlangen.

¹⁴ Vgl. Inventar, S. 269.

¹⁵ Für die Überlassung des Fotos (Ab. 1) habe ich noch Herrn Privatdozent Dr. Troescher-Tübingen herzlichst zu danken.

Das älteste Papierwerk im Allgäu

Von Lore Sporhan-Krempel

Auf dem Weg von Wangen/Allgäu nach Ravensburg erblickt man im reizenden Tal des Karbachs – kurz vor dessen Mündung in die Argen – ein langgestrecktes Haus mit eigentümlicher Dachkonstruktion. Zahlreiche Luken und Läden lassen auf eine besondere Verwendung der Dachräume schließen. Dies trifft auch in der Tat zu. Wir haben hier eine alte Papiermühle vor uns, wie sie in früheren Jahrhunderten im Allgäu und im Oberland zahlreich zu sehen waren. Vor Erfindung der Papiermaschine wurde das Papier von Hand mit einer „Drahtform“ aus der Bütte geschöpft. Die nassen Bogen wurden dann auf die riesigen „Hängböden“ gebracht und dort wie Wäsche über Seile gehängt. Durch die weit offenen Luken und Läden strich der Wind herein und entzog den

Bogen die Feuchtigkeit. Nur noch sehr selten erblickt man heute ein solches Gebäude wie es im Karbachtal zu sehen ist. Was aber noch weit erstaunlicher ist: in dem Haus wird sogar noch gearbeitet und wenn auch kein Papier mehr darin gefertigt wird, so doch Pappendeckel, das verwandte Erzeugnis. Genaue Nachforschungen im Württembergischen Hauptstaatsarchiv Stuttgart, im Staatsarchiv zu Ludwigsburg, im Tirolischen Landesregierungsarchiv zu Innsbruck, in den Stadtarchiven zu Ravensburg und Wangen und im Gemeindearchiv zu Amtzell haben erwiesen, daß wir es hier mit dem ältesten noch heute tätigen Betrieb der Papierindustrie in Württemberg zu tun haben. An Stelle der heutigen kleinen Pappenfabrik stand im 16. Jahrhundert eine Hammerschmiede, die in den



Die Pappenfabrik Karbach bei Wangen i. A. (aufgenommen 1955) zeigt noch das charakteristische Aussehen der alten Papiermühle
Aufnahme Brinzer

Jahren 1593/95 in eine Papiermühle umgewandelt wurde. Sie gehörte in das Hoheitsgebiet der Landvogtei Schwaben, was sich deutlich darin ausspricht, daß schon der erste Papierer zu Karbach, Jakob Frey, als Papiermarke den österreichischen Bindenschild führte.

Bis etwa 1608 läßt sich Frey auf der Papiermühle nachweisen. Dann kam sie wohl in den Besitz eines Ravensburgers, denn anno 1616 verkauften die „Hegerischen Erben zu Rauenspurg“ die Papiermühle zu Karbach an Martin Epplin, Bürger zu Wangen. Dieser betrieb die Papiermühle nicht selbst, sondern verpachtete sie. Zwischen 1619 und 1622 finden wir Bartholome Reiser, von etwa 1624 bis nach 1628 Michael Welz als Pächter und Papierer dort tätig. Martin Epplin scheint die Papiermühle mehr als ein Ausbeutungsobjekt denn als pfleglich zu behandelndes Unternehmen angesehen zu haben. Vielleicht wollte er auch in den unsicheren Zeiten nicht mehr allzuviel hineinstecken, dagegen jedoch herausholen, was irgend möglich war.

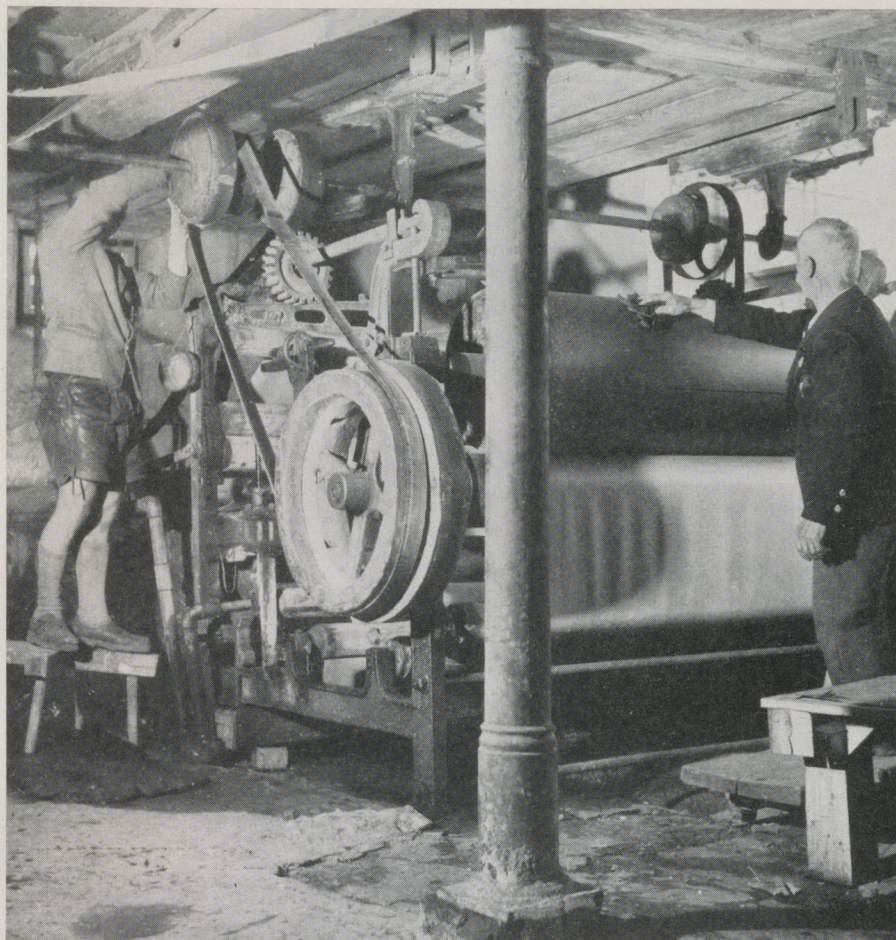
In den Jahren 1630–42 sind die Nachrichten über die Schicksale der Papiermühle zu Karbach sehr spärlich. Da gerade damals der Krieg über Wangen und Um-

gebung hinzog und vieles zerstört wurde, liegt die Vermutung nahe, daß auch die Karbacher Papiermühle nicht mehr voll arbeitsfähig blieb. Dafür spricht auch die Tatsache, daß von 1635–1651 kein Zins aus der Papiermühle bezahlt wurde.

Im Juni 1642 erkaufte der Papierer Hans Jakob Heitz, der vorher in Ravensburg tätig gewesen war, die Karbacher Papiermühle, behielt sie jedoch nur bis 1649. Vielleicht mußte er sie wegen starker Verschuldung aufgeben. Die Bevollmächtigten der Landvogtei Schwaben verkauften das Papierwerk 1649 an Balthus Unold, der 840 fl. dafür gab. Heitz mußte abziehen, er erhielt noch ein Schmerzensgeld von 40 fl. und ging dann nach Freiburg/Breisgau.

Balthus Unold entstammte einer in Kempten beheimateten Papiererfamilie. Er wurde der Stammvater all der Unolds, die später im Karbachtal, in Ravensburg, in Wolfegg, in Tettnang und an anderen Orten Papier machten.

Unold fand bald, daß er die Papiermühle zu teuer erkaufte und zuviel Lasten auf sich genommen hatte. Auf seine Bitte wurde von der Landvogtei die ganze finanzielle Seite der Angelegenheit nochmals geregelt. Unold erhielt am Kaufpreis eine Ermäßigung von



An der Pappenmaschine

Aufnahme Brinzer

165 fl. und vom Amt ein Darlehen von 160 fl., für das er einen Zinsbrief ausstellte.

Der Papierer nahm auch die benachbarten Mühlen-
güter des Klosters Weingarten in Pacht und erbaute
dort ein neues Haus und eine Säge, mit welcher sein
ältester Sohn Georg belehnt wurde.

Balthus Unold starb 1665 und die Witwe betrieb die
Papiermühle gemeinsam mit ihren Kindern weiter.
Georg verblieb zunächst mit seiner Familie auf der
Säge, sein jüngerer Bruder Johannes, der ebenfalls
das Papiermachen erlernt hatte, arbeitete auf der vä-
terlichen Papiermühle.

Um diese Zeit ging die Papiermühle in die Lehen-
shoheit der Deutschordenskommande Altshausen über,
wie ein Eintrag im Ellenhofer Zinsregister vom 6. Au-
gust 1676 beweist. Dieser Übergang ist insofern
interessant, als bekannt ist, daß der Deutschorden
mit dem Erwerb der Herrschaft Ellenhofen von den
Erben der Herren von Neidegg im Jahr 1577 auch

der Lehensträger des Klosters St. Gallen geworden
war für diejenigen Güter, welche das Kloster als
Lehensherr seit langer Zeit an die Neidegg verliehen
hatte. Dazu gehörte auch die Hagmühle im Karbach-
tal, auf deren Areal die einstige Hammerschmiede
und jetzige Papiermühle stand. Ursprünglich hatten
die Papierer dem Deutschorden nur ein Wasserlehen
gezinst, nun aber machte der Landkomtur Anspruch
auf volle Lehenshoheit über das Papierwerk, sei es
analog der Verhältnisse in der nahen Hagmühle oder
in Erweiterung des Wasserlehens. Jedenfalls gelang
es dem Komtur, seinen Anspruch durchzusetzen, viel-
leicht weil sich der Landvogt in Schwaben nicht kräf-
tig genug um seine Rechte wehrte.

Anno 1677 zog Georg Unold plötzlich ohne Vor-
wissen seiner Lehensherrschaft (Kloster Weingarten)
von seiner Säge ab in „eine frembde Herrschaft“,
nämlich etwa 500 Meter bachabwärts auf die Papier-
mühle, die jetzt Lehen des Deutschordens war. Er



In der Bütte wird der Papierbrei
tüchtig umgerührt

Aufnahme Brinzer

überließ seinem Bruder Johannes Gut und Sägmühle. Dieser aber offerierte der Weingartischen Lehenherrschaft, „ein ferttige Papiermühlin auf der Mühlin's Hofstatt daselbst zu erpawen, wann man Ihme Ehrschatzfreysein und das Pawholz darzue geben lassen wollte.“ Das wurde gerne genehmigt.

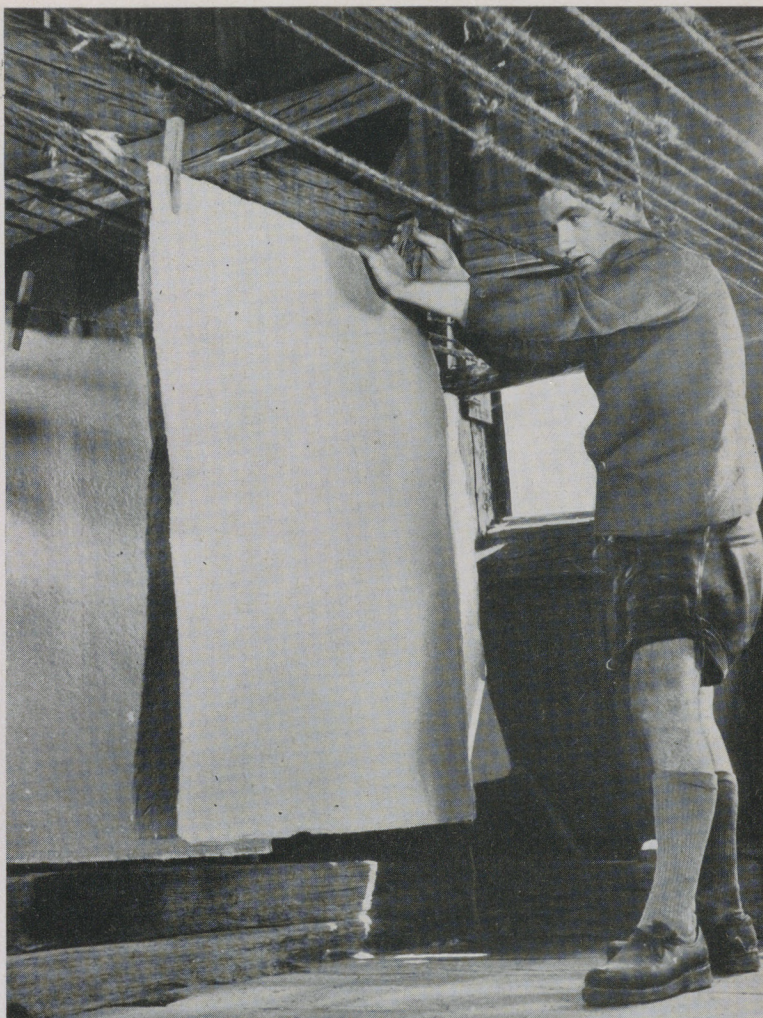
Als Georg Unolds Sohn Anton im Jahr 1712 anlässlich seiner Übernahme der Papiermühle bei der Landvogtei bat, doch die neuen Vereinbarungen mit der Deutschordenskommende Altshausen rückgängig zu machen, nahm man sich dort ein Bedenken und es geschah in Wirklichkeit nichts. Als nämlich im Jahr 1735 der Landkomtur Franz Ignaz von Reinach gestorben war, stellte der neue Komtur Philipp Anton von Froberg (1735–57) dem Anton Unold einen Lehenbrief auf die Papiermühle aus, genau in der Form wie es 1676 für den Veränderungsfall vereinbart worden war.

Anton Unolds Sohn und Nachfolger, Franz Karl (seit 1748) geriet so stark in Schulden, daß er 1756 vergantet wurde. Sein Hauptgläubiger, das Kloster Salem, nahm die Papiermühle an sich und verlieh sie weiter. Der neue Lehenmann und Papierer war Conrad Menner.

In einem Urbar über die Gemeinde Pfärrich – zu welcher die Papiermühle gehörte – vom Jahr 1765 wird das Papierwerk beschrieben. Darnach befanden sich Werkstatt und Wohnung im selben Gebäude wie es auch heute noch der Fall ist. Die Einrichtung bestand in einem Holländer und einem Stampfgeschirr von 24 Stämpfen. Die Hälfte des Jahres konnte wegen Wassermangels nicht gearbeitet werden.

Menner vererbte das Werk an seine Tochter Katharina, welche 1805 den Papierer Matthias Troll heiratete. Um dem Wassermangel abzuhelpen, machte dieser 1823 mit seinem Nachbarn, dem Hagmüller,

Aufhängen der Pappendeckel
auf dem Hängeboden
Aufnahme Brinzer



einen Wasserkontrakt, welcher der Papiermühle eine bessere Wasserzufuhr sicherte. Den Betrieb endgültig zu sanieren, gelang jedoch Troll nicht. Nach seinem Tod mußten Witwe und Erben das Anwesen auf dem Gantweg verkaufen und die Papiermühle wurde 1833 von Johann Martin Schultheiß, Papiermacher aus Gossenzugen bei Zwiefalten erworben. Im Besitz der Familie Schultheiß blieb das Werk nun über hundert Jahre. Der letzte männliche Schultheiß, der Papierer war, verunglückte ehe er das Werk selbständig übernommen hatte. Nach seinem Tod führte seine Schwester Maria Raufeisen den Betrieb weiter. Sie war als „die alte Papiererin“ weithin bekannt. Im Jahr 1954 starb sie und ein junger Verwandter von ihr wurde Erbe der kleinen Fabrik.

Das Äußere und Innere des Hauses dürfte seit dem Dreißigjährigen Krieg wohl kaum grundlegend verändert worden sein. Besonders interessant sind im

Innern die Balkenkonstruktionen, die Hangböden, wo man noch deutlich die Zapfenlöcher und sogar noch die Zapfen sehen kann, über welche einst die Seile zum Aufhängen des Papiers gezogen wurden. Selbst ein altes Werkzeug aus der Paiperzeit, ein „Hängkreuz“ (zum Aufhängen der nassen Papierbogen) baumelt noch ein wenig abseits halb vergessen über dem Seil. Stellt man sich nun im Werkstattraum anstatt Pappenmaschine und Holländer – Bütte und Stampfgeschirr vor, so fühlt man sich in die Zeiten Meister Jakob Freys versetzt.

Die kleine Fabrik kann heute auf insgesamt 360 Betriebsjahre zurückschauen. Als Rohstoff für die Verarbeitung der Pappe wird gegenwärtig ausschließlich Altpapier gebraucht, das von der Hutindustrie in Lindenberg geliefert wird, welche auch alleiniger Abnehmer der hergestellten Ware ist.



Albler auf dem Weg ins Holz

Aufnahme Walz

Schellings Beziehungen zu Schiller und Goethe

Von Franz Bühler

In der Geburtsstadt Schellings, in Leonberg, stehen auf dem über die Stadt emporragenden Engelberg zwei Gedenklinden, die 1888 „dem Andenken der beiden Leonberg nahestehenden Geistesheroen Schelling und Schiller geweiht“ wurden. Nach einer jüngeren Zutat soll noch eine dritte Linde gepflanzt worden sein. Sie war Goethe gewidmet, weil er durch eine mit Schelling und Schiller abgehaltene Jahrhundertfeier (1799/1800) seine besondere Verbundenheit mit diesen zum Ausdruck gebracht habe. Dabei drängt sich die Frage auf, welche persönlichen Beziehungen Schelling, der „Proteus der Philosophie“, zu seinem großen Landsmann Schiller und zu dem Dichterfürsten Goethe hatte.

Mit 20 Jahren hatte Schelling als fertiger Denker das Tübinger Stift verlassen. „Es wird mir alles zu eng hier“, hatte er an Hegel geschrieben, „in unseren Pfaffen- und Schreiberlande“. Gegenüber den vergeblichen Versuchen seines Vaters von Schorndorf aus, ihm in Tübingen eine Stelle zu verschaffen, betonte er seine persönliche Auffassung: „Wer den Grad von Aufklärung und literarischer Tätigkeit in anderen Gegenden, z. B. Sachsen, kennen gelernt hat, hat wirklich kein großes Verlangen nach Württemberg.“ Und ein andermal an einen Stuttgarter Freund: „Darin hat der König recht, daß meine Philosophie sich mit den Tübinger Theologen nimmermehr vertragen hätte.“

Zwei Jahre verbrachte er als Studienleiter der jungen Barone von Riedesel an der Leipziger Universität. Hier lernte er Novalis (Dez. 1797) und über diesen die beiden Schlegel und auch bereits seine spätere Frau kennen. Novalis (in Siebeneichen bei Meißen) rühmt in einem seiner Briefe die „geistige Würze“ ihres Viererzirkels.

Goethe, der sich besonders in dem Zeitraum 1791 bis 1810 mit naturwissenschaftlichen Forschungen (vor allem Farbenlehre) beschäftigt hatte, fühlte sich durch die Naturphilosophie Schellings mächtig angezogen. „Von Schellings Naturphilosophie spricht er immer mit besonderer Liebe“, konnte Friedrich Schlegel 1798 berichten. „Mein Zug zu Ihrer Lehre ist entschieden“, bekennet Goethe an einer andern Briefstelle. Vom Werk Schellings erhoffte er sich „den großen Dienst, sich recht genau innerhalb seiner Sphäre halten zu können.“ Trotz gelegentlicher Widersprüche anerkennt er also die Bedeutung des

jungen Philosophen voll und ganz und teilt in seinem Brief an Schiller (10. 4. 1798) seine Absichten mit: „Es wäre auch sehr gut, für uns Jenaische Philosophen – selbst Ihnen würde es nicht unangenehm sein, das hiesige Personal mit einem so guten Subjekt vermehrt zu haben.“ Durch Goethes ministerielle Vermittlung bekam dann Schelling noch im selben Jahre eine außerordentliche Professur der Philosophie in Jena. Am 5. Oktober, mit erst 23 Jahren, zog er in die Musenstadt ein. Nicht unerwähnt mag bei dieser Gelegenheit eine Schilderung seines Auftretens bei der Antrittsrede bleiben, die von dem Norweger Steffens, dem späteren Professor in Halle, Breslau und Berlin stammt. Sie lautet: „Schelling hatte in der Art, wie er erschien, etwas sehr Bestimmtes, ja Trotziges, breite Backenknochen, die Schläfen traten stark auseinander, die Stirn war hoch, das Gesicht energisch zusammengepreßt, die Nase etwas aufwärts geworfen, in den großen, klaren Augen lag eine geistig gebietende Macht. Als er zu sprechen anfang, schien er nur wenige Augenblicke befangen.“ Den Eindruck, den der Dichter Platen von ihm erhielt, hat er in die Form gebracht:

„Wie sah man uns an Deinem Munde hangen
Und lauschen jeglicher auf seinem Sitze,
Wenn Deines Geistes ungeheure Blitze
Wie Schlag auf Schlag in unsere Seele drangen.
Wenn wir zerstückelt nur die Welt empfangen,
Sahst Du sie ganz, wie von der Berge Spitze.
Was wir zerpfückt mit unserem armen Witze,
Das ist als Blume vor Dir aufgegangen!“

„Gleich in der ersten Stunde seines Hierseins“, schreibt Schiller an Goethe, „besuchte er mich und zeigt überaus viel Wärme.“ Ende November konnte er berichten, einen „Abend in stiller philosophischer Gesellschaft mit Schelling“ verbringen zu wollen. Die Folgezeit brachte aber keinen innerlichen Kontakt der beiden. Schiller mußte vier Wochen später (an Goethe) gestehen, er habe ihn „wöchentlich nur einmal gesehen, um, zur Schande der Philosophie sei es gesagt, meistens l'Hombre mit ihm zu spielen. Diese Zerstreuung sei ihm, da er jetzt absolut keine andere habe, beinahe unentbehrlich geworden, aber es sei freilich schlimm, daß man nichts Gescheiteres mit einander zu tun habe... Er sei immer noch so wenig mitteilbar und problematisch wie zuvor.“

Die Freundschaft Schellings mit der *Schlegelschen*

Familie belastete sein Verhältnis zu Schiller. Schillers Urteil über die Gebrüder Schlegel vom Juni 1798 lautete bitter: „Ich habe so wenig honette Behandlung von dieser Familie erfahren, daß ich mich wirklich in acht nehmen muß, Ihnen keine Gelegenheit zu geben, sich bedeutend zu machen.“ Auch Goethe teilte bis zu einem gewissen Grade die Schillersche Einstellung und übte öfters harte Kritik an ihren geistigen und charakterlichen Eigenschaften.

Die innere Kühle Schillers zu Schelling beruhte, wie es ja häufig der Fall ist, auf Gegenseitigkeit. Recht aufschlußreich ist der Brief Schellings vom 29. April 1796 an seine Eltern in Schorndorf: „Ich habe Schiller gesehen und viel mit ihm gesprochen. Aber lange könnte ich's nicht bei ihm aushalten. Es ist erstaunend, wie dieser berühmte Schriftsteller im Sprechen so furchtsam sein kann. Er ist blöde und schlägt die Augen unter, was soll da ein anderer neben ihm? Seine Furchtsamkeit macht den, mit dem er spricht, noch furchtsamer. Derselbe Mann, der, wenn er schreibt, mit der Sprache despotisch schaltet und waltet, ist, indem er spricht, oft um das geringste Wort verlegen und muß zu einem französischen seine Zuflucht nehmen, wenn das deutsche ausbleibt. Schlägt er die Augen auf, so ist etwas Durchdringendes, Vernichtendes in seinem Blick, das ich noch bei niemandem sonst bemerkt habe. Ich weiß nicht, ob dies nur bei der ersten Zusammenkunft der Fall ist. Wäre dies nicht, so ist mir ein Blatt von Schiller, dem Schriftsteller, lieber als eine stundenlange Unterredung mit Schiller, dem mündlichen Belehrer. Schiller kann nichts Uninteressantes sagen, aber was er sagt, scheint ihn Anstrengung zu kosten. Man scheut sich, ihn in diesen Zustand zu versetzen. Man wird nicht froh in seinem Umgang.“

Es bestand also – leider – keine echte Verbundenheit zwischen Schiller und Schelling. Außer den angeführten Gründen wirkten auch noch weltanschauliche Gegensätze mit. Schiller war Anhänger Kants und vertrat damit eine erkenntniskritische Metaphysik im Gegensatz zu der ungezügelteren Spekulation Schellings.

Schiller hatte nur einen Freund: Goethe. Auch dieser „ging zu niemanden als zu Schiller“ (so mit gewisser Übertreibung Dorothea von Schlegel, 11. 10. 1799). „Schiller habe ihm eine zweite Jugend verschafft und ihn wieder zum Dichter gemacht“ (Goethe). Er war „über Schillers Besuch, auch zu ungelegener Zeit, immer erfreut“ (Brief vom 2. 1. 1800). Schiller bezeichnete seine Bekanntschaft mit Goethe als „das wohlthätigste Ereignis seines Lebens“, und seine Gattin berichtete beglückt darüber (Biedermann, Sept.

1798): „Es ist erstaunlich, welchen Einfluß Goethes Nähe auf Schillers Gemüt hat und wie belebt für ihn die häufige Kommunikation seiner Ideen mit Goethe ist. Er ist ganz anders, wenn er auch nur in Weimar tätig ist.“ Es war tatsächlich ein Dichter- und Seelenbund einziger Art.

Goethe hatte (Weihnachten 1798) brieflich an Schiller der Hoffnung Ausdruck gegeben, „auf eine äußere Kommunikation mit Schelling zu kommen, eine Hoffnung, die aber auch wieder fehlschlagen“ könne.

Vorerst bewegte sich Schelling im Kreise der Romantiker um die Schlegel. Hier bot sich manche Gelegenheit zum Zusammentreffen mit Goethe. November 1798 schreibt Caroline Schlegel mit ersichtlicher Freude: „Goethe lebt alleweil mitten unter uns; gestern hab ich mit ihm soupiert, heute werde ich mit ihm soupieren, und nächstens gebe ich ihm selbst ein fête.“ Schelling wurde heimischer im Schlegelschen Zirkel. „In jenen schlimmen Zeiten“ (1799, Brief der Caroline Schlegel vom 9. 6.) „hielten die Schlegel enge zusammen.“ Schelling aß bei ihnen, außer ihm auch Paulus, Hufeland und Loder. Ende September 1799 bezog Schelling „sein neues Nest“ und feierte gemeinsam mit den Schlegels dessen „Einweihung“. Er vereinigte nun gleichfalls einen Kreis von Schülern und Anhängern um sich, die meistens auch der romantischen Richtung zugetan waren, – ohne seine bisherigen Verbindungen aufzugeben. Mitte Oktober 1799 kam er mit Goethe wieder in Kontakt. „Die Schlegels und Schelling besuchten Goethe täglich auf seiner alten Burg (Schloß zu Jena. D. V.), in der er hauste“, ohne jedoch einen Gegenbesuch zu erfahren, wie Dorothea von Schlegel etwas gekränkt vermerkte. Der Anbruch des neuen Jahrhunderts sollte Silvester 1799 die Innigkeit des Goethe-Schillerschen Verhältnisses aufs neue offenbaren. Die beiden Freunde wollten den Übergang in das drohend ungewisse neue Jahrhundert in stiller, würdig-ernster Weise zu zweit erleben. Die Anregung dazu ging von Goethe aus. Am 31. Dezember 1799 ließ er die Einladung Schiller zustellen. „Hier schicke ich ein Exemplar der Propyläen mit der Anfrage, ob Sie wohl heute abend mich mit ihrer Gegenwart erfreuen wollen. Ich bin seit gestern nicht recht wohl, und fast befürchte ich, daß der kürzeste Tag noch Lust hat, mir hinterdrein noch Händel zu machen.“ – „Ich beklage Ihre Unpäßlichkeit von Herzen“, erwiderte Schiller, „und ich hoffe, Sie werden sie nicht in das neue Jahr mit hinübernehmen. Nach 6 Uhr stelle ich mich ein, zwischen jetzt und dem Abend will ich suchen, einen meiner Helden unter die Erde zu bringen...“ Schillers erster Jahrhundertgruß am 1. Januar 1800 lau-

tete: „Ich begrüße Sie zum neuen Jahr und neuen Säkulum und hoffe zu vernehmen, daß Sie es gesund angetreten haben . . .“ Auch Goethe betrachtete Silvester 1799 als Abschied von einem Jahrhundert, wenn er erwidert: „Ich war im stillen herzlich erfreut, gestern abend mit Ihnen das Jahr und da wir einmal Neunundneunziger sind, auch das Jahrhundert zu schließen. Lassen Sie den Anfang wie das Ende sein und das Künftige wie das Vergangene . . .“ Schelling war also bei dieser einzigen freundschaftlich privaten Jahrhundertfeier nicht zugegen.

Die Seele des Romantikerzirkels um die Schlegel war Frau *Caroline Schlegel*, die aus erster Ehe mit dem verstorbenen Arzt Franz Wilhelm Böhmer eine junge Tochter Auguste hatte. 1796 hatte sie – bei gegenseitiger Ausbedingung ehelicher Freiheit – August Wilhelm Schlegel geheiratet. In diesem freundschaftlichen Familienkreis, dem auch Auguste beizuzählen war, wurde Schelling allmählich der vertrautere Gast und Freund, was bei Mutter und Tochter in der neckischen Anrede „Mull“ zum Ausdruck kam. Jahrelang hielt Caroline die Ehe aufrecht und gleichzeitig die Freundschaft zu beiden Männern, die auch ihrerseits „ehrliche, geistige Kameradschaft“ pflegten (W. A. Koch). Hatte der Bruder, Friedrich Schlegel, schon durch seinen Ausspruch, „man wisse nicht, was sich gegen eine Ehe en quatre einwenden ließe“, in der Gesellschaft Befremden erregt, so rief die Veröffentlichung seines Romans „*Lucinde*“ (1799) manchen Protest hervor. Schelling selbst war, wie Steffens bezeugt, „beim Erscheinen dieser nur zu berücktigten *Lucinde* höchst entrüstet.“ Wurde doch in diesem Roman der Werdegang seiner Neigung zu Caroline vor allen Augen folgendermaßen enthüllt: „... Der erste Anblick einer Frau, die einzig war und die seinen Geist zum erstenmal ganz und in der Mitte traf: der erste Blick schon entschied . . . er erstaunte und erschrak, denn als er dachte, daß es sein höchstes Gut sein würde, von ihr geliebt zu werden und sie ehelich zu besitzen, fühlte er zugleich, daß dieser höchste und einzige Wunsch ewig unerreichbar sei. Sie hatte gewählt und hatte sich gegeben; ihr Freund war auch der seinige und lebte ihrer Liebe würdig . . .“ Noch größer als der Ärger über diese Bespiegelung seiner persönlichen Herzensangelegenheiten war bei Schelling die berechtigte Furcht, seine Gegner möchten diese Auslassungen zu einem Skandal aufbauschen und ihn gegen „die neue gefährliche Richtung“ ausschlagen.

Der plötzliche Tod der von ihrer Mutter und Schelling gleichermaßen geliebten Tochter im Herbst 1800 führte offenbar zu einer Krise im Herzensverhältnis

Schellings zu Caroline, zu einer Vertiefung und zur Entscheidung. Der 1798 für sie noch „trotzige“, „granitene“, „sprödhüllige“ Mann, „mit dem sie nicht sechs Minuten ohne Zank zusammen“ war, der aber „weit und breit das Interessanteste war, was sie kannte“, den sie „öfter und vertraulicher zu sehen“ wünschte, der war im Laufe des Jahres 1799 „aufgeweckt“, „geschmeidiger, sanft, liebevoll und scherzhaft“ geworden.

Diese Frau Schlegel, die eben in jener Zeit wieder mit einem freundschaftlichen Besuch Goethes beehrt wurde, war es nunmehr, die den mit sich ringenden Schelling an Goethe verwies und die gleichzeitig letzteren um väterliches Verständnis bat. „Sieh nur“, besagten ihre Zeilen von Oktober 1800 an Schelling, „Goethe viel und schließe ihm die Schätze Deines Innern auf, die so spröde sind, zutage zu kommen. Mein Herz, mein Leben, ich liebe Dich mit meinem ganzen Wesen . . . Warum kann ich dem Goethe nicht sagen, er soll Dich mit seinem hellen Auge unterstützen. Er wäre der einzige, der das nötige Gewicht über Dich hätte. Gib Dich wenigstens seiner Zuneigung und seinen Hoffnungen auf Dich ganz hin und denke, daß Du doch liebe Freunde hast . . . Er liebt Dich väterlich, ich Dich mütterlich – was hast Du für wunderbare Eltern! . . .“

Im November 1800 flehte *Caroline* dann Goethe selber um Vermittlung an. „Wenn Ihre eigenen Hoffnungen auf Schelling und alles, was er schon geleistet hat, wenn er selbst Ihnen so lieb und wert ist, wie ich es glaube, so werden diese Zeilen, die Sie bitten sollen, ihm zu helfen, Ihre Entschuldigung finden, ungeachtet ihrer Seltsamkeit. Ich weiß in der Welt niemand außer Ihnen, der das jetzt vermöchte . . . Es kann Ihnen fast nicht unbemerkt geblieben sein, wie sehr – durch eine Verkettung von gramvollen Ereignissen – sein Körper und seine Seele leiden, und er ist eben jetzt in einer so traurigen und verderblichen Stimmung, daß sich ihm bald ein Leitstern zeigen muß. Ich bin selbst müde und krank und nicht imstande, ihm die kräftige Ansicht des Lebens hinzustellen, zu der er berufen ist. Sie können es, Sie stehen ihm so nahe von Seiten seiner höchsten und liebsten Bestrebungen und der persönlichen Zuneigung und Verehrung, von denen er für Sie durchdrungen ist. Sie haben das Gewicht über ihn, was die Natur selber haben würde, wenn sie ihm durch eine Stimme vom Himmel zureden könnte. Reichen Sie ihm in ihrem Namen die Hand. Es bedarf wenigens weiter, als Sie wirklich schon tun. Ihre Teilnahme, Ihre Mitteilung ist mehrmals ein Sonnenstrahl für ihn gewesen, der durch den Nebel hindurchbrach, in

dem er gefangen liegt . . . Lassen Sie ihn nur wissen, daß Sie die Last auf seinem Herzen und eine Zerrüttung in ihm wahrnehmen, die ihm nicht ziemt, und wenn das Geschick auch noch so ausgesucht grausam ist. Lassen Sie ihn einen hellen festen Blick auf sich tun . . . Sein ganzes Wesen öffnet sich innerlich vor Ihnen, wenn Sie sich zu ihm wenden. Wenn er nicht die heftige Erschütterung Ihnen gegenüber scheute, so hätte er vielleicht selbst getan, was ich sanfter, obwohl sehr bekümmert an seiner Statt tue: sein Heil Ihrer Fürsorge übergeben . . . Ich habe es gewagt im Vertrauen auf Ihre Güte und den ernsten Sinn meines Anliegens . . .

Wenn ich einen Wunsch besonders aussprechen darf, so ist es der, daß Sie ihn um Weihnachten aus seiner Einsamkeit locken und in Ihre Nähe einladen.“

Goethe versagte sich nicht. So war Schelling vom 26. 12. 1800 bis 4. 1. 1801 sein Gast in Weimar. Im Getrenntsein von ihr hielt Schelling Einkehr in seine Seele und überwand die Krise. Die Stimme seines starken Herzens gab den Ausschlag: er schickte Caroline einen Trauring. „Durch die Tränen hindurch, die ihr die Augen verdunkelten, suchte sie gleich nach dem Namen Joseph und fand ihn. Der Ring war stark und stärker als Ketten, es war der Ring, an dem die Kette hing, die ihr Leben festhielt.“ Sie hatte ihm den Ring, der zu diesem gehörte, bisher nicht gegeben, um keiner Schuld geziehen zu werden, was ihr beider Schicksal war. Es war der erste, der einzige echte Trauring für sie, und er sollte einzeln bleiben. Er sage sich von der Zukunft los und binde sie beide nur an eine kurze Vergangenheit. . . – Wir wissen, daß Caroline sich dann, wiederum durch Vermittlung Goethes scheiden ließ und sich mit dem zwölf Jahre jüngeren Schelling vermählte.

Silvester Ende 1800 nahte und damit, nach falscher Auffassung vieler, das neue Jahrhundert. Künstler und Wissenschaftler planten ein Fest mit Theateraufführung. Goethe teilte am 22. 12. 1800 Schiller mit, er werde „Schelling auf den Freitag mitbringen, um bei ihrer Säkularempirie einen tüchtigen Hinterhalt zu haben . . .“ Der Herzog äußerte sein Mißfallen gegen die ohne Hinzuziehung der Theaterdirektion vorgeschlagenen Festlichkeiten. Das veranlaßte Schiller das ganze Arrangement abzusagen. Er selber hatte nach seinen eigenen Worten „nichts Poetisches machen, sondern bloß Leben und Bewegung in die Stadt bringen wollen.“

Als Ersatz dafür nahm Goethe seinen Schützling Schelling in Weimar „auf eine durch den Hof veranstaltete Silvester-Maskerade mit. Ein wohlgeord-

netter, von Goethe entworfener Aufzug machte den Anfang“ (Steffens, S. 289). Schiller war natürlich auch dabei. Bei dieser Maskerade „zogen sich nach Mitternacht Goethe, Schiller und Schelling in ein Kabinett zurück“, schreibt Steffens. „Ich durfte von der Gesellschaft sein. Einige Bouteillen Champagner standen auf dem Tisch und die Unterhaltung wurde immer lebhafter. Da fiel mir, der ich mit meiner nordischen Virtuosität nüchterner blieb als die alten Herren, die Veränderung auf, die mit zwei so bedeutenden Persönlichkeiten vorging. Goethe war unbefangen lustig, ja übermütig, während Schiller immer ernsthafter ward und sich in breiten doktrinären ästhetischen Explikationen erging; sie hatten die größte Ähnlichkeit mit seiner bekannten Kritik über Klopstock und er ließ sich nicht stören, wenn Goethe ihn durch irgend einen geistreichen Einwurf in seinem Vortrag zu verwirren suchte. Schelling behielt fortwährend seine ruhige Haltung. Etwas später kam noch ein fünfter Teilnehmer, der Arzt Hufeland, hinzu.

Dieser heitere Abend der Jahrhundertfeier des Hofes sollte für Goethe ein gefährliches Nachspiel haben. Goethe wurde „sehr krank und seine Ärzte waren nicht ohne Furcht eines unglücklichen Ausgangs“ (Schiller). Es war ein „katarrhalisches Fieber mit einem heftigen Rotlauf, welches sich ins linke Ohr warf, verbunden mit einem schmerzhaften Krampfhusten. Der Arzt fürchtete, daß die äußere Entzündung ins Gehirn schlagen oder daß ein Stock- oder Schlagfluß dazu kommen könnte“ (Schiller). Alles atmete auf, als Goethe am Leben blieb und Ende Januar die akute Gefahr vorüber war.

Schelling bezeichnete in einem Glückwunsch- und Dankschreiben vom 26. 1. 1801 den unvergeßlichen „Aufenthalt im Hause und unter den Augen Goethes als wohlthätig, glücklich und für ihn in jener Zeit von unendlichem Werte.“ Übrigens war der Stern Schellings, aus den Berichten des befreundeten Steffens zu schließen, 1801 bereits im Sinken. Im Romantikerkreise zeigten sich einzelne Entfremdungen.

Neben der einigenden Auffassung bezüglich der schöpferischen Wirksamkeit von Natur und Geist im Menschen überwog doch das Trennende zwischen Goethe und Schelling. Das erhellt am besten aus Briefen Goethes und Schillers von 1802 (19. 2. und 20. 2.). Goethe: „Mit Schelling habe ich einen sehr guten Abend zugebracht. Ich würde ihn öfters sehen, wenn ich nicht noch auf poetische Momente hoffte –, die Philosophie zerstört bei mir die Poesie, und das wohl deshalb, weil sie mich ins Objekt treibt, in dem ich mich nie rein spekulativ verhalten kann, sondern gleich zu jedem Satz eine Anschauung suchen muß,

und deshalb gleich in die Natur hinaus flüchte.“ Auch Schillers Zurückhaltung war eher gestiegen. Leichter Spott lag in seinen Worten an Goethe: Es sei eine sehr interessante Erscheinung, wie sich Goethes anschauende Natur mit der Philosophie (Schellings) so gut vertrage . . . doch nehme Goethe von Schellings Ideen nur das, was seinen Anschauungen zusage, und das übrige beunruhe ihn (Goethe) nicht, da ihm am Ende doch das Objekt als eine festere Autorität dastehe als die Spekulation. –

Die nachgerade zwiespältige Stellung Goethes zu Schelling kam deutlich 1812 zum Ausdruck, als der Philosoph in München (seit 1806 daselbst) seine Schrift „Von den göttlichen Dingen“ herausgegeben hatte. „Ein Buch“, urteilte Goethe, „welches mich erschreckt, betrübt und wieder aufbaut hat.“

Goethe war der sich steigernde revolutionäre Charakter der Schellingschen Transzendentalphilosophie mit ihrer stolzen Überschwenglichkeit und reiner Spekulation zuwider. So kam es, daß sich Goethe ihm schließlich entgegenstellte und seine Wiederberufung nach Jena 1815 vereitelte.

1809 starb Caroline. Mit ihr, der urtief Geliebten, dem „Meisterstück der Geister“, waren offenbar Genius und Muse von Schelling gegangen. Es trat eine sichtliche Stockung in seinem geistigen Schaffen und eine gewisse Neigung zum Pessimismus ein. – 1812 heiratete Schelling die Tochter eines mit Goethe in der Jugend befreundeten verstorbenen Dichters und gleichzeitige Freundin seiner verstorbenen Frau, die um 14 Jahre jüngere Pauline Gotter.

Schelling hatte also zu Goethe zweifellos weltanschauliche und zeitweilig persönliche Verbindungen. Schiller darf, auch ohne die romanhaft erfundenen persönlichen Jugendbesuche in einer Leonberger Wirtschaft, der Herkunft nach und gesellschaftlich als näherer Landsmann Schellings angesprochen werden. Schillers Eltern wohnten jahrelang auf der Solitude, sein Vater liegt in Gerlingen begraben, seine Mutter wohnte im Leonberger Schloß ab 1796 bis kurz vor ihrem Tode (1802 in Cleversulzbach).

Über den Beziehungen Schellings zu seinen Landsleuten schien freilich ein eigenartiger Unstern zu walten. Das zeigt sich nicht nur in seinem Verhältnis zu Schiller. Auch gegenüber einem anderen Schwaben sollte diese landsmannschaftliche Entzweigungsgefahr auffallend zutage treten, gegenüber Heinrich Eberhard Paulus, dem späteren Theologen in Jena und Würzburg. Mit ihm war Schelling nicht bloß durch den gleichen Geburtsort, sondern sogar durch das gleiche Geburtshaus in Leonberg verbunden. Gerade zu diesem 14 Jahre älteren Manne aber entwickelte sich eine literarische und persönliche Fehde und erbitterte Feindschaft, die ihn schließlich sogar zur Aufgabe seines Staatsamtes veranlaßte, nachdem dieser „bekannte Satanas und Erbfeind seiner Philosophie“ (lt. Schelling) zum zweitenmal in seinem Leben eine Spottschrift auf ihn verfaßt und er in dem sich daraus entspinnenden Gerichtsprozeß weder Recht noch Schutz gefunden hatte. Die Schuld an diesem häßlichen Zerwürfnis lag aber – zu seiner Ehrenrettung sei es gesagt – nicht an Schelling.

Legendenbildungen in und um Calw

Im Anschluß an den Aufsatz von F. H. Schmidt-Ebhaußen über das „Fackeln“ in Heft 3/54 dieser Zeitschrift mögen einige weitere Vorgänge im Calwer Raum berichtet werden, die der Zurechtrückung ihrer objektiven Wahrheit bedürfen.

1. Das Türkenläuten in Calw

In der Beschreibung des Oberamts Calw vom Jahr 1860, deren Verfasser kein Geringerer ist als Christoph Friedrich Staelin, wird das erstmal darüber geschrieben:

„Das Ehrengeläute am Jahrestag der Bäckerzunft wurde der Überlieferung zufolge (denn das Document ist bei der Zerstörung der Stadt zugrunde gegangen) von Kaiser Leopold der Zunft verliehen, weil bei der Belagerung Wiens durch die Türken ein Bäckergeßell aus Calw während seiner nächtlichen Arbeit die unterirdischen Arbeiten der türkischen Minierer belauschte und recht-

zeitig so Anzeige machte, daß schnell Gegenarbeiten gemacht werden konnten, welche die Stadt Wien retteten. Der Kaiser erteilte hierauf der Calwer Bäckerzunft das Privilegium, daß an ihrem Jahrestag die große Glocke von 12 bis 1 Uhr Mittags geläutet werden durfte. Dieses Ehrengeläut ist neuerdings oberamtlich auf eine Viertelstunde beschränkt worden.“

Diese Feststellung ist in der Folge vom Sohn des Verfassers, Paul Staelin in seiner „Geschichte der Stadt Calw“ Calw 1887 S. 107 sowie von Birlinger, Sitten und Rechtsbräuche 1874 II S. 529 fast wörtlich übernommen worden. Natürlich hat sich auch die Lokalhistorie diesen fetten Bissen nicht entgehen lassen und noch besser schmackhaft gemacht: Der Bäckergeßell habe gerade bei seiner Nachtarbeit den Teig zu den berühmten Wiener Mutscheln zubereitet. Kaiser Leopold habe den Bäcker vor sich gerufen und ihm reiche Belohnung angeboten.

Dieser habe aber alle Geschenke zurückgewiesen und sich die Gnade ausgebeten, daß in Calw am Bäckertag ein Ehrengeläute stattfinden dürfe. Lachend habe der Kaiser seine Zustimmung gegeben und seither sei auch die große Glocke an Lichtmeß jährlich eine Stunde geläutet worden; dies sei dann auf kürzere Zeit beschränkt worden. Am 16. Okt. 1929 wußte ein Zeitungsmann, daß sich „am heutigen Tage“ zum 400. Mal der Tag jähre, da durch die Hellhörigkeit eines Calwer Bäckers Wien vor den Türken gerettet worden sei; das wäre also 1529 gewesen bei der ersten Türkenbelagerung unter Kaiser Karl V. Es gebe allerdings auch eine andere Lesart, wonach der Calwer Held bei der zweiten Belagerung 1683 sein Meisterstück geliefert habe. Die Meinungen über die Rechtmäßigkeit des „Privilegs“ schwankten zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch lebhaft; das Ehrengeläute wurde aber nach dem ersten Weltkrieg ganz eingestellt.

Mit Calw streiten sich noch zwei Städte um die Ehre, daß einer ihrer Bäcker Wien gerettet habe: Münster in Westfalen und Mainz. Auch die Wiener Bäckerschaft will nicht beiseite stehen. Von ihr wurde behauptet, Kaiser Karl IV. habe der dortigen Bäckerzunft ein Wappen verliehen, eine Bretzel darstellend, auf jeder Seite von einem Löwen flankiert, „deren jeder einen sich in der Mitte kreuzenden Degen in der Pranke hielt“. Die Mainzer haben aber schon festgestellt, daß den Wiener Bäckern nach der Türkenbelagerung kein Wappen verliehen worden sei; dagegen habe die Wiener Bäckerschaft früher ein Wappen mit zwei aufbäumenden Löwen geführt, in deren Pranken sich eine Bretzel und Wiener Spezialitäten befunden haben. Die Stadt Mainz hat dieselbe Überlieferung festgestellt wie Calw, aber diese Überlieferung reiche nur bis 1872 zurück (nach dem Bericht des Stadtarchivs); dagegen werde dort die Feier des „Guten Montags“ schon seit 1608 bezeugt; wobei die Bäckergesellen die Türkenüberlieferung heute noch feiern. Für Calw kann das Folgende festgestellt werden: Im Calwer Gerichtsprotokoll vom 19. Juli 1730 steht:

„Nachdem am verwichenen Fronleichnamstag der Mösner ohngewohnter Weis die große Glock gelitten, also wurde er gefragt, warumb? Mösner sagt, dem Herkommen gemäß sei jährlich am Fronleichnamstag, an welchem die Becken alljährlich zusammenkommen, eine Stund die Glock gelitten worden, so eben heuer auch geschehen, ob sie schon nicht beisammen gewesen, weil Hans Jakob Haid, Bronnenmacher und Beck, es ihnen befohlen. Die Zunftmeister der Becken melden, sie hätten den Mösner vor diesmal nicht heißen läuten. Resolution: Ist dem Mösner derb verwiesen worden.“

Nach dieser – einzigen – urkundlichen Notiz muß diese Türkengeschichte jedenfalls für die zweite Belagerung Wiens im Jahre 1683 ausscheiden. Denn im Jahre 1730 waren sicherlich noch viele Personen vorhanden, die den Türkenkrieg erlebt hatten und eine derartige vaterländische Tat und Ehrung eines Calwers nicht vergessen hätten. Aber man kann mit gutem Gewissen auch für den

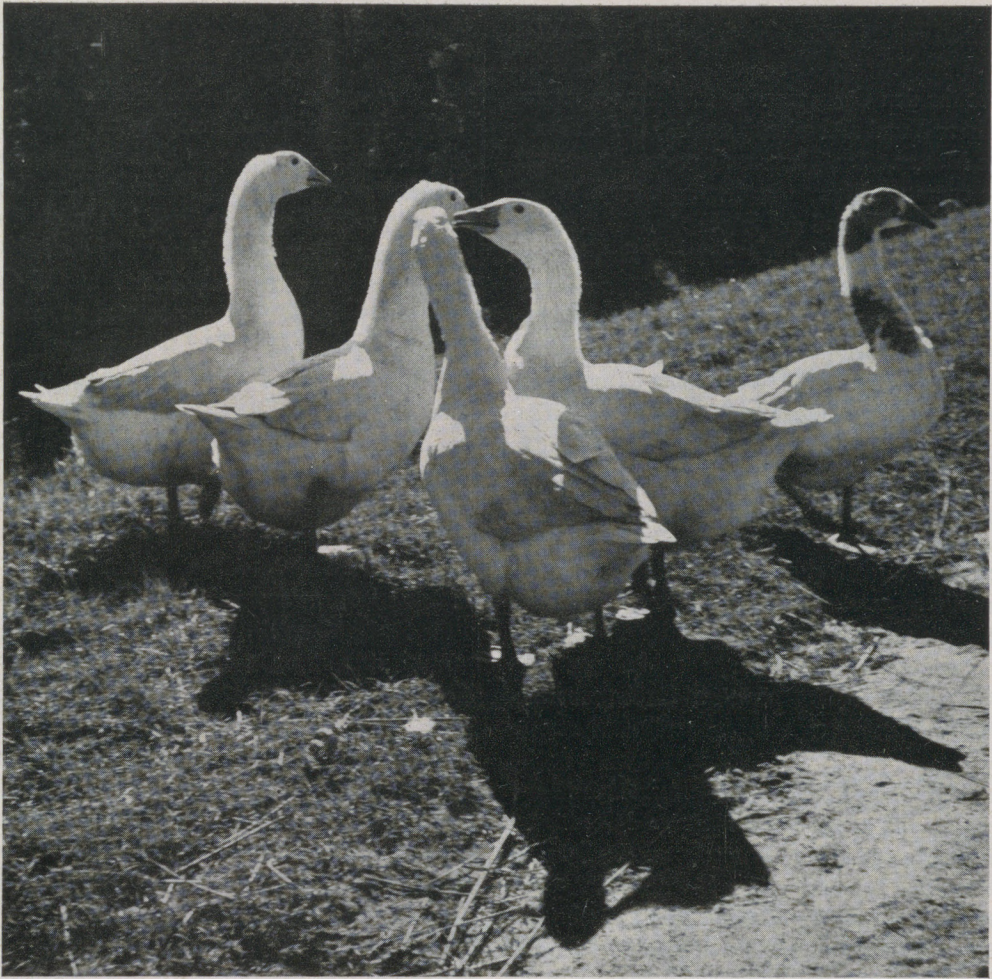
Türkenkrieg von 1529 die Erzählung als erfunden ansehen. Denn wenn wirklich auch nur ein Korn Wahrheit daran wäre, könnte eine solche Ehrung der Calwer Bäckerschaft nicht aus der Erinnerung verschwunden sein, auch nicht durch die beiden Stadtzerstörungen Calws 1634 und 1692. Das erscheint bei dem zähen Festhalten an alten Gebräuchen und Ehrungen durch die Gewerbevertretungen und Zünfte zu jener Zeit als völlig ausgeschlossen. Vielleicht hat einmal ein Calwer Bäcker-gesell von dieser Mär auf der Wanderschaft in Wien oder Mainz gehört und dann am Biertisch die Ehrung durch den Kaiser auf einen Calwer Bäcker-genossen übertragen. Die im Gerichtsprotokoll festgelegte scharfe Distanzierung von dem „alten Herkommen“ spricht zudem eine deutliche Sprache. Beide sonst so zuverlässige Geschichtsschreiber Staelin, Vater und Sohn, haben sich also getäuscht, wenn sie das „Türkenläuten“ als geschichtlich ansahen.

2. Die Feier in der Neujahrsnacht

In Calw wird der Beginn eines neuen Jahres so gefeiert: 23.30 Uhr Silvester-Gottesdienst in der Stadtkirche; 24 Uhr Zusammenläuten aller Glocken; Abblasen eines Chorals vom Turm; Gesang eines Chorals durch die gesamten Gesangsvereine auf dem Marktplatz; kurze Ansprache des Geistlichen; allgemeiner Gesang: „Nun danket alle Gott“. Die Beteiligung bei dieser Feier durch groß und klein ist jedes Jahr sehr groß. Nur selten wird die Feier durch ein paar Schüsse in den Nebengassen gestört. Schon macht sich das Gespräch breit, das sei in Calw ein „alter Brauch“. Daß dem nicht so ist, kann der Verfasser aus eigener Kenntnis feststellen.

Vor dem ersten Weltkrieg war dieser schöne Brauch nicht bekannt; es wurde nur, wie von jeher, etwas in der Stadt herumgeknallt. In den ersten Jahren nach 1918 war die Jugend noch durch die Revoluzzer und ihre Lehren aufgeregt und außer Rand und Band. Die Soldaten hatten zudem aus dem Krieg noch massenhaft Gewehre, Pistolen und Maschinengewehre mitgebracht und nun ihre Freude daran, die im Krieg nicht verschossene Munition in der Neujahrsnacht vollends in die Luft zu lassen. Der Unfug nahm derart überhand, daß Bürgerwehren gebildet wurden, um wieder Ruhe und Ordnung in die Stadt hereinzubringen. Da tat sich eine Handvoll Leute zusammen, die der Meinung waren, daß das Schlechte nur durch etwas Gutes bekämpft werden könne; der erste Versuch, wohl im Jahre 1921, hatte vollen Erfolg; die heutige Übung ist nur während des dritten Reichs ausgesetzt worden, als die Partei die Feier selbst in die Hand nahm. Als aber „Die Fahne hoch“ an Stelle des Chorals gesungen werden sollte, hatte sich die Menge schon verlaufen. Daß die heutige schöne Feier der Neujahrsnacht nun doch schon mehr denn dreißig Jahre lebendig ist und die Beteiligung daran immer noch zu wachsen scheint, ist ein Beweis dafür, daß auch im 20. Jahrhundert noch Brauchtümer entstehen können, wenn ihr Inhalt nur echt und gut ist.

Ernst Rheinwald



Martinsgänse

Aufnahme Prang

Em November

Marie, hoiz mr tüchtig ei'!
 Derfscht mit Buachklötz heut schüra!
 Draußa isch es jetz am G'frierer –
 's goht halt en da Wenter 'nei!

's letschte Laub ischt von de Bäum':
 Standat do wia dürre Stanga,
 Ond dr Hemmel ischt vrhanga,
 Ond do bleibt ma' gern drhoim.

En dr Nacht hot's bis en d'Früh
 Grausig gstürmt ond d'Läda gschmissa,
 D'Äscht hot's von de Bäum' 'rag'rissa –
 Ond am Morga hot's nô gschnia!

Dapper siehscht em erschta Schnee
 Scho' am kleina Wäldle drüba:
 (Wia mit scharfe Nägel gschriebe)
 Von de Häsle ond de Reh'.

Em November – guat isch sei'
 Do em warma Stüble drenna;
 's Herz au isch do schnell am Brenna –
 Marie, hoiz mr tüchtig ei' ...!

Wendelin Überzwerch

Der schwäbische Engel

„Da habt ihr den Opferpfennig! Haltet euch unterwegs nicht auf, und seid mir recht still in der Kirche!“ sagte die Mutter. „Du, Theodor, bist der Ältere und für alles verantwortlich.“ „Ja, Mutter“, sagte Theodor, „aber gelt, der muß mir folgen?“

Vor dem Haus lag frischer Schnee. Ein kleiner Stapfenweg war schon gemacht, aber wir traten ungern in die Fußstapfen anderer, stiegen frischweg über die größten Schneepolster und freuten uns an den tiefen Löchern, die wir hinterließen. Schon standen wir auf dem Kirchplatz und sahen eine Menge Kinder, von ihren Müttern begleitet, zur Kirche eilen. Plötzlich kamen wir in ein dichtes Gedränge und wurden durch das Portal geschoben.

Ein hundertstimmiges „Ah“ aus Kindermund verhauchte feierlich. Ich wurde in die dritte Reihe zu den Kinderschülern gesetzt, während Theodor in der zehnten unter den Abc-Schützen Platz nehmen durfte. „Schwester Emilie“ war schon da, trug eine besonders schöne weiße, gesteiifte Haube, machte ein feierliches Gesicht und redete nur im Flüsterton mit uns.

Vorn am Altar stand der Herr Pfarrer. Als wir gesungen hatten, las er mit heller Stimme die Geschichte von den Engeln auf dem Felde und vom Kindlein im Stall. Aber eine Stimme, rein wie eine Flöte, tönte aus dem Hintergrund der Kirche: „Siehe, ich bringe euch eine große Freude, die allem Volk widerfahren wird! Denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr! Und das habt zum Zei-

chen, ihr werdet finden das Kindlein in Windeln gewickelt und in der Krippe liegen!“

„Wo ist der Engel?“ fragte ich leise die Schwester, die neben mir stand, und ich reckte den Kopf. Sie griff mir unter die Arme und hob mich über die Bank hinaus. Hinter dem Altar stand ein leibhafter Engel im weißen Kleid, ein Flimmern und Glänzen war um sein Haar, und aus seinem Munde kamen die holdseligen Worte.

Am Brunnen neben der Kirche wartete Theodor. „Hast du den Engel gesehen?“ fragte ich ihn begierig. „Es war ein richtiger Engel, vom Himmel heruntergeflogen für uns!“

„Au!“ gab mir mein Bruder zur Antwort, „die hat doch bloß den Engel gespielt!“

„Wer?“ fragte ich erschüttert.

„’s Kätterle“, sagte er ruhig, „ich kenn’ sie, sie geht in die fünfte Klass’! – Wenn du mir’s nicht glaubst, frag’ ich sie gleich. Da kommt sie! Was wettest du? Wenn du verlierst, mußt du mir deine Guck geben!“

„Frag sie!“ sagte ich siegesgewiß.

„Du, Kätterle, der dumme Bub will net glaupe, daß du kei Engel bischt!“, redete er das Kätterle an, als es an uns vorüberging. Die drehte sich schnell um und sagte mit einem mitleidigen Blick auf mich:

„A g’spielter Engel ischt no lang kei echter!“

„Gib mir die Guck!“ sagte mein Bruder.

Ich ließ sie ihm. Aber das Kätterle drehte sich noch einmal um und rief uns nach: „Für g’wöhnlich bin i keiner! Einmal im Jahr langt grad gnuag!“

Georg Schwarz

Weihnacht der Kreatur

Sternenflimmerndes Schweigen
mitternächtliche Zeit –
über Wipfeln und Zweigen
atmet Unendlichkeit.

Tief im Dunkeln verborgen
träumet ringsum Natur,
harret kommendem Morgen
seufzende Kreatur.

Göttlichem Reiche entstammt
Tier und Pflanze und Stein,
Menschheit – sündenverdammte
riß zur Tiefe ihr Sein!

Oft in bangenden Nächten
dringet Klage empor
nach verlorenen Rechten
hin zu des Schöpfers Ohr.

Bis in heißem Erbarmen
Christ die Fessel zerreißt
und mit liebenden Armen
alle willkommen heißt!

Mitternächtliches Schweigen
leis entgleitet ein Stern –
Hirt und König sich neigen
vor des Erdenreichs Herrn.

Sofie Abel-Rau

Brief eines ausgewanderten Künstlers

Der Stuttgarter Maler Fritz Faiss ist vor einigen Jahren nach Übersee ausgewandert. Er hat an einen seiner Freunde einen interessanten Reisebericht geschickt, der für die „Schwäbische Heimat“ zur Verfügung gestellt wurde und von dem wir annehmen möchten, daß er auch für Fernerstehende Interesse hat.

Die Überfahrt war lang, über einen Monat, aber gut. Ohne nennenswerte Unpäßlichkeiten haben wir die lange Seereise wirklich genießen können. Es war eine kleine Sensation, als wir uns den ersten Inseln näherten: es waren zwei Inseln die zur Azorengruppe gehörten und das erste Land nach einer langen Fahrt. Es sind rein vulkanische Bildungen, mit hohen, schroffen Bergen die fast immer von Wolken umrandet sind. Sie sind beide sehr schwer zugänglich, das Leben für die wenigen Menschen äußerst karg und beschwerlich. Je mehr wir uns dem Panamakanal näherten, der noch einige wenige Grade vom Äquator entfernt ist, wuchs die Hitze ins unerträgliche. Der Kanal ist ein großartiges technisches Werk. In vier Stufen wird das Schiff gehoben, jede Stufe ist etwas über 70 feet hoch. Dann fährt das Schiff in den sogenannten Gatun-See ein. Dieser ist überflutetes Land und hat eine Ausdehnung von etwa 164 Seemeilen im Quadrat. Überall schauen die Baumwipfel des ehemaligen Urwaldes über die Wasseroberfläche und stellen eine große Gefahr für die Schifffahrt dar. Dann wird der Kanal enger, schließlich ist es nur mehr eine schmale Rinne die in reinen Fels gehauen ist und Berg um Berg durchschneidet. Es können eben noch zwei kleinere Schiffe in entgegengesetzter Richtung passieren; man sagt sich über Bord guten Tag, schüttelt sich die Hand und gleitet in mäßiger Fahrt und nur einen Katzensprung vom Land entfernt weiter. Das Signalsystem ist natürlich raffiniert, ohne Lotse wäre eine Durchfahrt jedoch unmöglich. Große Ungeheuer von Kranen und Hebeschiffen liegen hier und dort bereit um gesunkene Schiffe sofort heben zu können. Havarien sind jedoch selten, trotz der riesigen Zahl von Schiffen, die den Kanal dauernd passieren. Die Durchfahrt dauert etwa 12 Stunden. Die Senkung des Schiffes auf den Spiegel des Stillen Ozeans ist noch weit interessanter, es sind mehr Stufen vonnöten. Vom Bord des Schiffes schaut man in den wirklich undurchdringlichen Urwald hinein. Die Schreie der Vögel, das Schimpfen der Affen, die vielfältigen Laute der unbekannten Tiere klingt für unser Ohr sehr merkwürdig. In veränderter Tonart geht das Konzert weiter nach dem plötzlichen Einbruch der Nacht. Wir fahren von einem tropischen Gewitter ins andere hinein. Es gießt wie aus Kübeln gegossen, aber der Regen bringt nicht die geringste Abkühlung. Die Gerüche des Urwaldes sind sehr eigenartig: modrig, faulig, dann widerlich süßlich nach faulem Fleisch, dann seltsame Gerüche nach Blumen und Gewächsen, deren Namen man nicht kennt. Die Luft ist übersättigt mit Wasser.

Alles riecht und stinkt modrig: die Betten, die Kleider, Bücher zerteilen sich in einzelne Teile, alle metallischen Gegenstände setzen Grünspan an oder sie rosten. Das Klima ist entsetzlich müdemachend; die Hauptarbeit auf dem Schiff wird im Kanal von Schwarzen getan, die speziell angeheuert werden, am Eingangshafen, in Christobal. Diese kommen mit Regenschirmen bewaffnet an, aber der Schirm dient als Sonnenschutz. Als Speise bringen sie ganze Garben von Bananen mit, die sie mit affenartiger Eile schälen und verspeisen. Als Nachspeise gewissermaßen lausen sie sich gegenseitig. Mit engen Kämmen fahren sie durch die Wollhaare und essen die Läuse auf.

Die Eingeborenen selbst sind von einer sehr dunklen Hautfarbe. Sie queren hier und da die Schiffsroute mit ihren Einbäumen, kaum daß sie ihren Kopf heben während des Ruderns. Im Hafen von Christobal sah ich einige Auslegerkanus. Es waren Eingeborene die mittels Angeln fischten oder mit kleinen Netzen. Ein winziges Segel war hier und dort auch zu sehen. Der Typus der Menschen ist rein asiatisch.

Man kommt in den Stillen Ozean und alles ist verändert. Die Farbe des Wassers wechselt vom wunderbaren satten Blau ins Schwarzblaue oder in grünliche Töne. Die Luft wird merklich kühler nach einigen Tagen und man kann im Swimming Pool nicht mehr baden, es ist zu kühl. Das Wasser entbehrt des warmen Golfstromes und je mehr man nach Norden fährt, wird die Luft und das Wasser kühler.

Auch die fliegenden Fische werden seltener, die wirklich wunderbaren Delphine begleiten das Schiff nicht mehr und treiben ihr Spiel; die Bottelnosefische fehlen auch; aber es zeigen sich neue, andere Arten von Fischen und Vögeln. Nahe bei Los Angeles haben wir in der beginnenden Abenddämmerung eine riesige Herde von Wal-fischen gesehen. – Die Einfahrt in den Hafen von Los Angeles ist in der Dämmerung sehr schön. Die unzählbaren Öltürme nahe am Meer oder im seichten Strande von den Wellen umspült, sehen geisterhaft aus. Sie reichen bis weit in die Stadt hinein und man darf nicht erstaunt sein, wenn etwa inmitten eines Schulplatzes, eines Kindervergnügungsparkes, in einem Privatgarten ein solcher Ölturm steht. Die Hafeneinfahrt ist rechts und links flankiert von weitausholenden Molen. Bevor man ins Hafenzentrum kommt, säumen viele Öltanks das Ufer. Spezialschiffe holen das raffinierte Öl. Wir durften nicht von Bord des Schiffes und so sahen wir wie die riesige Stadt allmählich in einem wahren Lichtermeer erstrahlte.

Heute zählen zum Stadtgebiet von Los Angeles viele Städte die vordem für sich zählten. Man kann mit einer Bewohnerzahl von ungefähr 4,5 Millionen rechnen. Die Ausdehnung der Stadt ist nach unsren Begriffen riesig. Ein Geviert von München bis Ulm etwa dürfte das genaue Maß sein. Die Entfernungen sind enorm, ohne

Auto ist man sozusagen ein Krüppel. Der Verkehr ist von einer solchen Dichte, daß man immer wieder erstaunt ist, wie reibungslos und weich sich alles abspielt. Der Fußgänger gilt hier sehr viel. Man muß nicht um sein Leben rennen wie in Deutschland, wenn man eine Straße überquert.

Über viele Hügel und Berge hinweg ist die Stadt breit hingelagert. Sie steigt am Massiv des Mount Wilson hinauf, der sich rund zweitausend Meter hoch erhebt. Auf seinem Gipfel ist ein Observatorium, das man wie fast alle Institutionen in Amerika frei besuchen kann. Das Gebirge hat einen unheimlichen Charakter. Es ist wild zerklüftet, wenig Bäume, und außerhalb der wenigen Pfade kaum begehbar. Es ist fast wasserlos im Sommer, so daß die geschützten Tiere weit in die Stadt herunter kommen. Hier, in einiger Nähe des Berges, spazieren abends die Stinktiere herum. Aber es ist weitaus besser sie von der Ferne anzusehen, als sich hinzuwagen. Wenn sie einen Tropfen ihres stinkenden Saftes auf den Anzug spritzen, kann man ihn ruhig ausziehen und verbrennen und nackt nach Hause gehen. Auch Hirsche und Rehe kommen herunter. Die große Dürre momentan treibt auch die Klapperschlangen weg. Sie sind recht gefährlich und machen ein Piknik im Freien zu einer gewissen Gefahr. Hier kommt auch die sehr giftige Schwarze Witwe vor, eine Spinne, deren Gift tödlich wirkt.

Im Garten tummeln sich eben Kolibris. Sie fliegen sehr schnell, vor und auch zurück, schweben über den Blüten und sie senken ihren langen gebogenen Schnabel in die Nektarbehälter hinein. Sie sind sehr neugierig und durchaus zutraulich. Dann hört man den ganzen Tag und fast die ganze Nacht hindurch die Spottdrossel. Sie macht alles nach: die Katze, den Hund, alle Vogelrufe, selbst unsren Kakadu mit seinem Geschimpfe. Sehr schön ist der Bluebird, sein Gesang ist recht angenehm.

Wir haben schon eine Menge von Fahrten gemacht in die Umgebung der Stadt. Es sind natürlich nach unsren Begriffen große Fahrten gewesen. Fahrten mit einigen hundert Meilen, nach der Wüste und in die Berge. Man sieht Gebirgszüge ohne einen Grashalm, nur Sand und Steinblöcke. Es ist wirklich eine Urlandschaft, oder wie ein Stück Landschaft die vom Mond heruntergefallen ist. Kommt aber ein wenig Wasser auf die Erde, dann wird sie unwahrscheinlich fruchtbar. In der Wüste sieht man die grotesksten Kakteen und Succulenten. Die Landschaft besitzt eine hohe Würde und strenge Schönheit. Hier sieht man sehr selten hohe Häuser, oder gar Wolkenkratzer. Man baut ebenerdig und breithingelagert. Es gibt ja so viel Platz. Gartenzäune sind äußerst selten, ein Garten reiht sich an den andern. Man lebt sehr gerne im Patio, einem abgesonderten Gartenteil direkt am Haus anschließend oder aber in der überdachten Veranda nach der Vorderseite zu. Zumeist ist dieser Sitzplatz mit feinen Schutzgittern gegen Fliegen und Moskitos gesichert. Es ist für den Neuling eine große Überraschung, daß hier die moderne Bauweise und der

moderne Baustil in einer wirklich kultivierten Weise angewandt werden. Aber man baut nicht nur modern für die oberen Zehntausend, sondern baut im selben Sinne auch Arbeiterhäuser. Was am Weißenhof Experiment und Voranung war, das sieht man hier ausgereift und wirklich gut vollendet. Die Ideen des Bauhauses scheinen sich in Amerika zu einer letzten Vollendung hinzuentwickeln. Dies gilt auch für die Malerei. Es ist sehr leicht möglich, nach meinen ersten Eindrücken, daß hier die Abstraktion die letzte Reife erhalten wird. Das Interesse für die abstrakte Malerei ist auf alle Fälle erstaunlich.

Die Museen und die Sammlungen zeigen einen für uns unbegreiflich hohen Besucherstand. In vielen Sammlungen muß man sich aus diesem Grunde telefonisch anmelden. Im Huntington Park sieht man die schönsten englischen Meisterbilder von Turner, Constable u. a. In der Bibliothek wunderbare Frühdrucke der Gutenbergzeit und seltene Manuskripte. Der Park selbst ist von einer solchen Gepflegtheit und Reichhaltigkeit, daß es schwer zu schildern ist. Man sieht echte chinesische Tempel, Brücken, Opfersäulen, Buddhafiguren, offene Sitzpavilions aus Japan, wunderbar angelegte japanische Gärten, dann einen Teil mit allen denkbaren Kakteen und Wüstenpflanzen. Der Reichtum an seltenen Pflanzen und Gewächsen ist groß.

Sehr interessant ist der starke Einfluß der deutschen Malerei auf die lebenden amerikanischen Maler. So sieht man Schulen, die sich an die Intentionen der „Brücke“, oder an Beckmann, oder Nolde anlehnen. Ich habe Valentin besucht, der zur Zeit die Direktion des County-Museums hat. Dann sitzt hier der frühere Direktor der Kölner Werkschulen Witt und der aus Stuttgart stammende Witte, Maler, und nun Professor an einer hiesigen Kunstschule. So sieht und spricht man immer wieder Deutsche, die sich aber alle nicht recht wohl fühlen. Die Mentalität der Amerikaner ist bei Gott eine andere als unsre. Dr. Heil ist in San Franzisko Direktor am De Young Mem. Museum. Wahrscheinlich werde ich ihn besuchen. Gestern erschien der erste ausführliche Artikel in der „Los Angeles Times“ über mich und meine Arbeit. Nächsten Sonntag folgt der zweite, in einer andern Zeitung. Sie waren erpicht darauf ein oder zwei Holzschnitte mitzubringen. Tatsächlich kommen sie sehr gut heraus im Zeitungsdruck. Die Berichte sind alle sehr positiv gehalten, so daß man ein wenig Hoffnung haben kann für die Zukunft. Aber ich bin sehr skeptisch geworden und so sehe ich mich eines Tages als Tellerwäscher oder sonst was arbeiten.

Wenn ich zurückdenke an Deutschland, erscheint mir die Tatsache, daß ich noch in Stuttgart eine Lehrstelle angeboten erhalten habe, als grotesk, oder, daß ich einmal Hoffnung haben konnte an der Akademie anzukommen; oder, daß ich Hoffnung haben konnte nach Karlsruhe geholt zu werden, oder, daß ich wieder in Frankfurt anfangen könnte nachdem dies als sicher ausgemacht war. Auch Berlin war einmal ein Hoffnungsfunkel. –

Rudolf Berliner, *Die Weihnachtskrippe*. Prestel Verlag, München. – Unter dem Titel „Denkmäler der Krippenkunst“ hat Rudolf Berliner schon ab 1926 in 21 Lieferungen mit je 8 Tafeln eine Fülle von Abbildungen der künstlerisch markantesten Weihnachtskrippen und ihrer Vorstufen herausgegeben. Weitere Mappen sollten noch folgen. Aber dazu ist es dann nicht mehr gekommen. Man hat zwar nach 1933 noch die bereits vorhandenen Tafeln unter dem gleichen Titel zu einem stattlichen Band zusammengefaßt, doch der Name Berliner durfte dabei nicht mehr erwähnt werden.

Jetzt ist der Textband dazu erschienen. Ihm sind die wichtigsten der seinerzeit nicht mehr in Druck gekommenen Abbildungen beigelegt worden. Damit liegt nun erstmals ein wirklich umfassendes, abgeschlossenes Werk über die Entwicklung der Krippenkunst in den verschiedenen Ländern Europas vor, das gestützt auf weitgehende eigene Archivstudien, namentlich in Italien, und einer sorgfältigen Durchsicht der alten religiösen Literatur, mit einem – man kann nur sagen – profunden Wissen geschrieben ist.

Die Krippen mögen an sich für die Kunstgeschichte nur eine Randerscheinung sein. Die Arbeit von Berliner erschließt ihr aber eine Menge neuer Künstlerpersönlichkeiten, bisher unbekannte Werke bereits bekannter Künstler, und vor allem eine realistische Plastik, die fast unbeeinflusst von den gewöhnlichen Stilmerkmalen besondere Wege geht, obwohl diese Eigenart z. B. in Neapel nachweislich von Künstlern entwickelt wurde, die in ihren sonstigen Arbeiten durchaus zeitbedingt gestaltet haben. Dabei ist die möglichst wirklichkeitsnahe Rekonstruktion der Ereignisse um die Geburt Christi nach Berliner in den Krippen dadurch bedingt, daß sie im Betrachter ein intensives Miterleben derselben ermöglichen und dabei so das religiöse Gefühl erregen sollen, daß es dem erlebten Wunder angemessen ist. Letzten Endes sind die Krippen also an die Stelle der in mittelalterlichen Anweisungen für religiöse Betrachtungen und selbst in den berühmten Exerzitien des hl. Ignatius von Loyola noch als Ausgangspunkt verlangten gedanklichen Rekonstruktion der zu betrachtenden Ereignisse getreten. Die Erörterung dieses Zusammenhangs bringt eine Fülle interessanter Hinweise auf die volkstümliche Frömmigkeit mit sich. Was erfährt man hier nicht alles gerade über die Eigenart der religiösen Betrachtung, über die spezielle Verehrung des Christkinds in einzelnen Orden und als Volksbrauch, über die zeitlich begrenzte besondere Beliebtheit bestimmter Devotionsbilder, die Szenarien kirchlicher Schauspiele, weiter über die Verwendung der Krippen zur Steigerung des religiösen Lebens durch die Jesuiten und andere Orden, über die Faktoren, die in den verschiedenen Ländern zur Ausbildung der Krippe beigetragen haben, über Krippen in Schlössern, Kirchen und Privathäusern usw. Überraschend ist die Feststellung, daß es außer im Erzgebirge früher auch in anderen protestantischen Gegenden Krippen gab.

Unter dem, was die Entwicklung zur Krippe angebahnt hat, hätte m. E. die Verbindung von Messe und Bethlehem stärker hervorgehoben werden müssen. Berliner macht selbst darauf aufmerksam, daß schon Theodot von Anzyra zwischen 425 und 450 auf die Ähnlichkeit der Wunder der Menschwerdung Gottes in Bethlehem und der Verwandlung des Brotes und Weins in den Leib und das Blut Christi bei der Messe angespielt hat, ebenso, daß diese Ähnlichkeit in den Akten des Konzils von Ephesus (431) unterstrichen wurde. Beide Wunder miteinander zu vergleichen muß offenbar auch viel später

noch üblich gewesen sein. Jedenfalls wurde 1264 bei der Einführung des Fronleichnamsfestes als Feier der Einsetzung des Altarsakraments bezeichnenderweise die Präfation der Weihnachtsmesse auch für die Messe dieses neuen Festes bestimmt. Und das „Ave verum corpus“, der bekannte Fronleichnamshymnus aus dem 14. Jahrhundert beginnt in dieser Hinsicht ebenso aufschlußreich mit einem Hinweis auf die Geburt Christi. Außerdem werden in den Fronleichnamsprozessionen, z. B. in München, Szenen aus der Geburtsgeschichte dargestellt, Berliner zitiert selbst ein solches Beispiel aus Biberach. Wenn Franziskus von Assisi bei seiner berühmten Weihnachtsfeier in der Höhle von Greccio 1223 kein Kind in dem aufgestellten Krippentrog liegen hatte, statt dessen aber auf diesem die Messe lesen ließ, wollte er damit zweifellos ebenfalls auf diesen Vergleich anspielen. Um den Krippentrog hatte er einen lebenden Ochsen und Esel gruppiert. Dagegen waren Maria und Joseph nicht mit dargestellt. Demnach muß er mit den beiden Tieren eine andere Absicht verfolgt haben, als nur ein naturgetreues Bild der Szene im Stall von Bethlehem zu geben. Sie kann nur darin bestanden haben, daß er so auf die Jesaiastelle (1, 3) „ein Ochse kennt seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn, Israel aber erkennt mich nicht“ abheben, und die Tiere damit als Hinweis auf die Gottheit des Krippenkindes benützen wollte, zugleich aber auch darauf, daß die über dem Krippentrog statt dieses Kindes bei der Messe konsekrierte Hostie in den Leib und das Blut des gleichen Gottmenschen verwandelt wurde. Nach diesem Beispiel müssen wir damit rechnen, daß so wie hier mit den Tieren auch mit den anderen Gestalten und Motiven, die später über Altären um den Krippentrog dargestellt wurden, über die Wiedergabe der Geburtsgeschichte hinaus das Erscheinen Gottes auf Erden im Krippenkind und in der Hostie betont werden wollte. Möglicherweise ist ursprünglich auch bei solchen Altären noch statt des Kindes die Hostie ausgestellt worden.

Sieht man sich die Weihnachtsdarstellungen auf derartigen Altären durch, so fällt auf, daß sie außer Maria und Joseph samt den Tieren regelmäßig auch noch 1. die Hirten, 2. Engelscharen und 3. den Zug der Drei Könige zur Krippe zeigen. Und gerade diese drei Gruppen galten als besondere Hinweise auf das Erscheinen Gottes auf Erden: Die Hirten, weil ihnen dieses Ereignis von Engeln verkündet wurde, die sie auch zu dem Kind im Stall wiesen, die Engel, weil sie zum göttlichen Hofstaat gehören und sich als solcher da aufhalten, wo Gott ist, und der Zug der Drei Könige, weil sie auf wunderbare Weise geführt aus fernen Ländern nach Bethlehem reisten, um dort den neu geborenen Erlöser anzubeten.

Diesen alt überkommenen theologisch-lehrhaften Charakter behielten solche Darstellungen auch noch, nachdem sie von den Altären getrennt in verschließbaren Kästen oder Nischen untergebracht nur an Weihnachten gezeigt und so zu regelrechten Krippen wurden. Er ist sogar noch für die Auswahl der später hinzugekommenen Motive maßgeblich geblieben. Am besten beweist das die Krippe im Kloster Admont von Johann Thaddäus Stammel (1695–1765). Als oberer Abschluß zeigt sie über den Engeln, Hirten und Königen um die Hl. Familie im Stall noch eine Darstellung der Beschneidung Jesu im Tempel. Aber das ist nicht nur eine Erzählung, denn über die Tempelarchitektur verteilt sind die Figuren des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, also der sogenannten theologischen Tugenden aufgestellt. Sie müssen vom Betrachter doch in einen gedanklichen Zusammenhang mit der

Szene gebracht werden. Und dieser kann doch nur darin bestehen, daß hier neben dem Hinweis auf die Gottheit des unscheinbaren Menschenkinds im Krippentrog noch eigens seine Heilandseigenschaft betont werden wollte. Die Beschneidung ist immer wieder als das Ereignis angesehen worden, bei dem Christus erstmals sein Blut für die Menschheit vergoß. Außerdem bekam er bei ihr seinen Namen Jesus, der so viel wie Heiland, Erlöser, bedeuten soll. Glaube, Hoffnung und Liebe heißen aber deswegen theologische Tugenden, weil sie entsprechend der aus dem Glauben gewonnenen Erkenntnis Gottes und des von ihm bereiteten Heils den Menschen helfen sich dieses nützlich zu machen.

Solche Kastenkrippen sind unveränderlich. Sie zeigen also die ganze Weihnachtszeit über nur ein Bild. In ihm sind lediglich solche Szenen und Motive aus der Geburtsgeschichte zusammengefaßt, mit denen die Gottheit des Menschenkinds im Krippentrog zu unterstreichen ist. Demgegenüber hebt sich der Krippentyp, der sich seit der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts immer weiter ausbreitet, in seiner Eigenart erst recht deutlich ab. Bei solchen Krippen werden jedes Jahr auf dem Krippenberg entsprechend den Evangelien des Weihnachtsfestkreises immer wieder andere Szenen aus der Geburtsgeschichte dargestellt. Sie wechseln also ständig ihr Gesicht. Und da diese Szenenbilder so lebendig wirken sollen, daß sich die gläubigen Betrachter geradezu als Zuschauer bei den in den Evangelien berichteten Ereignissen fühlen sollen, sind die Figuren dieser Krippen nicht mehr voll und ganz aus Holz geschnitzt, sondern mit echten Stoffen bekleidet und so beweglich gestaltet, daß sie jede vom Aufsteller gewünschte Geste ausführen können. Zu diesem Typ gehören alle die Krippen, die in den letzten Jahren in den Weihnachtsausstellungen des Württ. Landesmuseums zu sehen waren: Die Ellwanger Krippe, die Krippen aus Gutenzell, Legau, Edelstetten, Hettingen, die von Joseph Anton Feuchtmayr in Neubirnaus usw.

Neben diesem Haupttyp gab es noch andere, die teils durch die Eigenart eines bestimmten Künstlers angeregt, teils von anderen Grundgedanken, wie z. B. stärker von der Verehrung der Geburtsgrotte ausgingen. Bei Berliner läßt sich das ohne weiteres verfolgen. Volkstümliche Krippen, wie die von Steyr und Rottweil, bilden sowohl ihrer Anlage nach wie dadurch, daß mit ihren Figuren in den Krippen selber Spiele aufgeführt wurden, mit den mechanisch bewegten Krippen zusammen ebenfalls eine besondere Gruppe. Dazu kommen Formen, die zwischen den beiden Haupttypen liegen. Gelegentlich sind auch die den Evangelien des Weihnachtsfestkreises entsprechenden Einzelszenen in unveränderlicher Form in Kästchen eingebaut und an den betreffenden Tagen auf den Altar gestellt worden (Augsburg). Umgekehrt wurden nach Berliner in Neapler Privathäusern wohl verschiedene Szenen aufgebaut, aber nicht nacheinander, sondern zu gleicher Zeit, jede allerdings in einer eigenen Landschaft und offenbar in einem anderen Zimmer.

Es mag auffallen, daß im Textband entsprechend ausführlich von deutschen Krippen die Rede ist, im Bildteil dagegen verhältnismäßig wenig gezeigt wurden. Der Grund liegt offenbar darin, daß die archivalischen Ergebnisse möglichst geschlossen vorgelegt werden sollten, bei der Auswahl der Bilder aber die wesentlich unpersönlichere Gestaltungsart der deutschen Krippen des 18. Jahrhunderts mit ihren serienweise aus Wachs gegossenen Köpfen kaum mit den künstlerisch individuelleren Krippenfiguren Italiens und Portugals verglichen werden konnten. Aber auch, wenn sie im Gegensatz zu den anderen als Volkskunst zu werten sind, haben sie ihren Reiz, der statt in der Einzelmodellierung in der Farbigkeit ihrer gestickten Gewänder und in ihrer spielerisch naiven Darstellungsweise besteht.

Albert Walzer

Franz Prinz zu Sayn-Wittgenstein, Fürstenhäuser und Herrensitze. (Eine süddeutsche Reise.) 280 S., Prestel-Verlag München 1956. Geb. 12.50 DM. – Es gibt heute wieder Bücher, die das Stofflich-Rohe abgestreift zu haben scheinen und mit einem ganz eigenen ästhetischen Genuß in die unvergängliche Welt des Buches führen. Dazu gehören, neben den Bänden der Manesse-Bibliothek, die Landschaftsbücher des Münchner Prestel-Verlages, und unter ihnen in besonderer Weise die „Fürstenhäuser und Herrensitze“ des Prinzen Franz zu Sayn-Wittgenstein. Nicht so bunt wie Rudolf Schlauchs *Hohenlohe-Brevier*, beschränkt sich das Buch, was die Tätigkeit des Autors als Kunsthistoriker und Denkmalfleger rechtfertigt, vorab auf den kunstgeschichtlichen Ertrag von dessen süddeutscher Reise, immer im Bemühen – hier im Gegensatz zu dem mehr wissenschaftlich gemeinten Werk des Freiherrn K. von König-Warthausen über die württembergischen Schlösser und Herrenhäuser aus dem Jahre 1940 – um die sagen wir romantische Atmosphäre, welche die fürstlichen Reiseziele „zwischen Main und Alpenrand“ umgibt. „Die Hohenlohe“, wie das Kapitel, das uns interessiert, überschrieben wurde, nehmen hier neben den Schönborn, Pappenheim, Oettingen, Fugger und Truchsess von Waldburg, wie könnte das anders sein, den verhältnismäßig größten Raum ein. Auf diesem halben hundert Seiten ist dem Verfasser, um das vorneweg zu sagen, eines der feinsten historischen Stimmungsbilder gelungen, das wir – jetzt – über die kleinen barocken Residenzen des württembergischen Franken besitzen.

Das Buch will freilich nicht nur zu später Trauer verleiten, das läge nicht in der Absicht des auch zur Zeitkritik neigenden Verfassers, sondern auch zu konkreten geschichtlichen Erkenntnissen verhelfen. Hier allerdings wäre einiges aus dem genannten Kapitel zu verbessern bzw. zurechtzurücken. Die historische und geographische Bezeichnung dessen, was der Verfasser als „Hohenlohe“ sieht – ein heute ebenso schwieriges wie unverständenes Problem – hält der Geschichte und Gegenwart dieser Landschaft nicht ganz stand, und die Rollen, die der Stadt Neuenstein bzw. der „Familie Hohenlohe“ im 30jährigen Kriege gegeben werden, möchte man gerne um die notwendige andere Seite ergänzen. Auch der an sich geschickt mit den Baudenkmälern in Verbindung gebrachte Streifzug durch die ältere und neuere Geschichte der Hohenlohe bedarf einiger Berichtigungen, was die Abkunft des Hauses angeht, ganz besonders, was das an die Namen Konrad und Gottfried geknüpfte Zwischenspiel im staufischen Italien und ihre mit den Eigengütern zum Deutschen Orden übertretenden Brüder betrifft: Hier stehen beides Mal ganz unerfindliche Angaben. Auch die Auswahl der bedeutenden Persönlichkeiten des Hauses ließe sich anders denken; in der vielleicht zu einseitig betonten Reihe der Militärs (auch Gestalten wie der klerikale Romantiker Alexander oder der gelehrte Sprachhistoriker Friedrich-Karl gehören ja zur Familie) bedürfte das Bild des zu Recht genannten Ingelfingers Friedrich Ludwig noch einiger Korrekturen.

Solche Fehler oder Ungenauigkeiten mindern zwar den historischen Wert des Buches, in keiner Weise aber seinen erzählerisch-poetischen. Das Kapitel über die „kleine Residenz“ zu Weikersheim und ihren Garten ist ein reizendes, sorgsam durchgearbeitetes Kabinettsstückchen, und wer am Ende des ganzen Abschnitts über die Hohenlohe die paar Sätze über die barocken Schöpfungen des Hauses und das sterbende 18. Jahrhundert liest – es sind kluge und mit Herzblut geschriebene Sätze –, der spürt etwas vom bleibenden Wert nicht bloß dieser Schlösser, sondern eben auch dieses Buches, das in so anteilnehmender Weise die Welt jenes adligen Lebens am Ende des alten Reiches lebendig macht.

Otto Borst

Rudolf Schlauch, *Hohenlohe*. Land der Kunst und Geschichte, Land der Reben und Früchte, Land im heiteren Lichte. 207 S. W. Kohlhammer Stuttgart 1956. – Die akademische Historiographie der alten Schule muß den Konkurrenzkampf, den sie während des letzten halben Jahrhunderts mit der erzählenden und romanhaften Geschichtsliteratur auszufechten hatte, heute zumindest vor dem breiten Publikum als verloren ansehen. Auch in der Landesgeschichte spürt man das. Die unmittelbare und bloß korrekte Wiedergabe von Quellen verfängt beim modernen Leser nicht mehr; unsere vielgewöhnte (und vielentwöhnte) Zeit scheint nach einer neuen Art von Heimatbüchern zu verlangen, in denen die Elemente der aufklärerischen Reisebeschreibung, die Statistisches mit Geschichte und Geschichtchen verband, die Reize des poetisch-historischen Landschaftsbildes, wie sie die Romantiker-Generation zwischen dem jungen Tieck und dem alten Schönhuth gab, ebenso enthalten sind wie der unbelastet muntere Ton des modernen Publizisten.

Daß der Verlag W. Kohlhammer, der im Hinblick auf die ältere und solide Landesgeschichte ja beinahe in einem Atemzug mit ihr genannt werden muß, sich mit Schlauchs Buch nun auch dieser neuartigen Spezies angenommen hat, ist besonders dankenswert. Zumal er mit Rudolf Schlauch einen Verfasser gefunden hat, der mitten im Industriegebiet des mittleren Neckartals aufgewachsen, jetzt als Pfarrer in Bächlingen zu einem geradezu streitbaren Verkünder der hohenloheschen Schönheiten geworden ist. Wir müssen es, neben dem ernst genommenen Auftrag, seinen Teil zur weiteren Hebung des Fremdenverkehrs beizutragen, dieser notwendigen Vorliebe zugute halten, wenn wir von dem „zu den größten Kunstwerken der Welt zu rechnenden Altar Riemenschneiders“ zur Muswiese, dem „ältesten Volksfest, das wir überhaupt kennen“ geführt werden, wenn wir von Schloß Stetten, das in seiner „Verbindung von Landschaft und alter Burgenromantik“ eine Vollkommenheit erreicht, die „in Deutschland wahrscheinlich kaum mehr zu finden ist“, anschließend zur Unterregenbacher Krypta fahren, einem „sonst auf deutschem Boden selten zu findenden Stück alter Kryptenkunst“, wenn uns neben Gottfried von Hohenlohe, einem der „bedeutenden Vertreter“ des deutschen Minnesangs auch Karl Julius Weber, „der größte Satiriker und Essayist Deutschlands“ vorgestellt wird. Das sind ein paar Akzente aus diesem Buch, und nebenbei auch kleine Übertreibungen, deren das Hohenlohe schon eigentlich nicht mehr bedarf.

Aber Rudolf Schlauch will ja nicht wissenschaftliche Geschichte und Volkskunde; sein Buch ist nicht die lange schon fällige, historisch verantwortliche Geschichte der Landschaft Hohenlohe, wiewohl es sich zum erstenmal um eine räumliche und geistige Abgrenzung des Ländchens müht. Schlauch will unterhalten, „mit der Geschichte und ihren Stiefschwestern Kunst-, Bau-, Literatur-, Kirchen- und Dynastengeschichte, auch mit verschiedenen anderen Zweiggebieten“, will dem mit vielleicht zu populären Analysen eingefangenen „Städter“ ein liebliches Land erschließen und eben ganz einfach und ohne alle literarischen Ansprüche – plaudern. Oft hat seine gewandte, mitunter aber zu unbeschwerte Feder sachliche Fehler aller Art mit festgehalten, die der Fachmann indes rasch erkennen und sicher auch für eine etwaige Neuauflage, soweit möglich, verbessern wird. Davon abgesehen geht man amüsiert am Leitseil der „Dame Klio“ – oder der „Dame Phantasie“, wie Schlauch sie an anderer Stelle nennt – und trabt schnell in des Verfassers „Phantasiekutsche“ und beim freundlichen Hörnerschall des Postillons durch ein Land unzerstörbarer Romantik. Fast hätte man über den eigenen Erinnerungen und vielleicht auch über den Reiselüsten, die einen angehen beim Auftauchen des einen oder anderen Ortsnamens, über

den Sätzen „Noch immer ist der ‚Färscht‘ trotz republikanischer und demokratischer Firnis der pater patriae“ und „Dies Reich des ‚Immer noch‘ möchte Hohenlohe seinen Einwohnern und seinen Besuchern sein“ ganz vergessen, daß das Hohenlohesche heute staatliches Notstandsgebiet ist und also neben „Kärwe“-Kuchen und guten Weinen auch Sorgen hat.

Spannungen zwischen Wunsch und Wirklichkeit, die dem äußerlich fein ausgestatteten Buche hier wie überall seine eigene Note verleihen.

Otto Borst

Die Bürgerschaft der Reichsstadt Hall von 1395 bis 1600. Zum Jubiläum der Stadt Schwäbisch Hall 1956. Bearbeitet von Dr. Gerhard Wunder unter Mitwirkung von Georg Lenckner. (Württ. Geschichtsquellen. Hrsg. v. d. Kommission f. geschichtl. Landeskunde in Baden-Württemberg mit Unterstützung der Stadt Schwäbisch Hall. 25. Bd.) 708 S. Kohlhammer, Stuttgart 1956.

Hohenlohe ist Burgen- und Adelsland. Aber auch, was ein Mann wie Karl Weller schon nachzuweisen gesucht und allein die Gestalt Karl Julius Webers in überlegener Weise zu bestätigen vermocht hat, ein Land, man möchte sagen, unauffällig selbständigen Bürgertums. Von den zwei tatsächlich bedeutenden Reichsstädten, durch welche die alte Grafschaft Hohenlohe im Süden und Osten mit den Auswirkungen realer Machtzentren flankiert wurde, ist Hall durch die Publikation Gerhard Wunders über „Die Bürgerschaft der Reichsstadt Hall von 1395–1600“ wieder nachdrücklich in die ihr zukommende geschichtliche Bedeutung gerückt worden. Eben auch im Hinblick auf die allgemeine hohenlohesche Geschichte, die zudem in Wunders Buch eine unnachahmlich persönliche Bedeutung gewinnt: So manche Familie dürfte hier überraschende Auskunft über ihre Vorfahren finden.

Für manchen zukünftigen Benützer mag schon die erste Bekanntschaft mit dem Nachschlagewerk zu sehr ins Detail und ins Spezielle geführt haben, so etwa in die nach Gmelin nun wieder aufgenommenen aber auch jetzt noch nicht abgeschlossenen Überlegungen über Geldwerte und Vermögenssumme. Alle 85 Seiten der „Einführung“ sind, ohne daß grundsätzliche Wiederholungen das Ziel der Arbeit verwischen würden, in sich recht verklammert: Verständlich bei einer systematischen Zusammenfassung so verwandter Kapitel wie „Die Vornamen“, „Der Wechsel der Familiennamen“, „Der Rat“, „Die Handwerker“, „Herkunft und Abwanderung“ usw. So beherrscht aber diese allgemeine Übersicht und übrigens auch ihr historisches vor Überhöhungen und Anachronismen sich bewußt distanzierendes Urteil ist, so vorsichtig und objektiv ist auch die Sprache des Verfassers, ohne ins Trockene (man vgl. die humorige Zitierung über der Wirte „besondere Influenz zum Adel“) oder bloß Antiquarische (s. den Vergleich mit heutigen Gebräuchen in England und der Schweiz) zu verfallen. Wunder macht überhaupt mit einer alten, aber vielfach verlorengegangenen und für unsere Landesgeschichte geradezu lebenswichtigen Notwendigkeit wieder ernst: Er baut auf auf den wissenschaftlichen Ergebnissen seiner Vorgänger (Berger, J. L. Gräter, Gmelin, Kolb u. a.) und nennt, wo immer er die Leistungen lebender wissenschaftlicher Kollegen in sein großes Gebäude einbaut, insbesondere die seines Mitarbeiters Georg Lenckner, aber auch Hommels u. a., diese frei beim Namen. Nimmt man hinzu, daß auch in der Wiedergabe der Bürgerlisten, dem mehr als 600seitigen Hauptteil des Buches, eine Menge einschlägiger, vor allem eben kulturgeschichtlicher Literatur verarbeitet worden ist, daß hier endlich einmal vernünftig zitiert wurde (das ebenso zopfige wie unpraktische „a. a. O.“ ist glücklicher Weise nicht zu finden), dann ist das Urteil, daß hier ein Werk von bester wissenschaftlicher Tradition entstand, wohl angemessen.

Schon das über die Haller Beet (Vermögenssteuer, von „bitten“) grundsätzlich Gesagte gibt wichtige Ergänzungen nicht nur zu den Forschungen von Belows und Th. Knapps, sondern eben auch zur Geschichte der Reichsstadt selbst, wobei Wunder nicht verschweigt, daß die Beet allein „weder über die Finanzlage der Stadt noch über die tatsächlichen wirtschaftlichen Verhältnisse“ noch, wie man ergänzen darf, über sämtliche Bewohner des alten Hall in seiner großen Zeit Auskunft geben kann (die Armen, Fahrenden usw. waren beetfrei). Der vergleichende Blick auf die Finanz- und Steuerverhältnisse von Konstanz, Augsburg und besonders Heilbronn, die liebevoll aufgedeckten familiären Beziehungen zu anderen schwäbisch-fränkischen Reichsstädten geben dem Buch auch in unserer süddeutschen Städtegeschichte seinen wichtigen Platz. Sieht man von Einzelergebnissen ab, von der keineswegs nebensächlichen Tatsache etwa, „daß die Familiennamen des 15., ja auch des 16. Jahrhunderts“, wie Wunders Forschungen überzeugend darlegen, „weniger feststehend sind, als man bisher geneigt war anzunehmen“, so liegt überhaupt in diesem großen Zusammenhang der Geschichte deutschen Bürgertums auch die erste große Bedeutung des Buches. Was der Verfasser über Geschichte und Tradition der Haller Salzsieder sagt, ist wohl kaum mehr wesentlich zu überbieten, wenn auch seine Beurteilung vom Gegenwärtigen her die „Siedersrente“ vielleicht zu sehr ins Ideale rückt (vgl. die Gegenstimme Th. Hartmanns in Schwäb. Heimat, Juni 1956, S. 148). Gleichviel, das Verpflichtende dieser Tradition, von der das Buch so genaues Zeugnis gibt, ist lebendig. Die Erstarkung der „Bürger“schaft, die den starr gewordenen Adel vertreibt oder in sich langsam aufsaugt, die räumliche und geistige Weite, in die jene Generationen hineinwachsen, die selbstverständliche Anschauung, daß größerer Besitz „auch in höherem Grade für das Wohl und den Wohlstand des Gemeinwesens“ verantwortlich macht, das alles ist, mit Toynbee zu reden, den heutigen Haller Familien geschichtlicher „Anruf“, um so mehr, als von den 1396 nachgewiesenen Familien manche in Hall und sonstwo noch am Leben sind. Vor diesem beinahe politisch bedeutsamen Hintergrund wird Wunders Buch in der arg vernachlässigten, aber neuerdings durch Albrecht Schaefer u. a. wieder aufgenommenen familien- und standesgeschichtlichen Erforschung der schwäbischen Reichsstädte in Zukunft unentbehrlich bleiben.

In Zukunft, weil es eine Unmenge Anregungen enthält, z. B. im Kapitel „Vornamen“ oder in der Forschung neuzeitlicher Biographen der großen Haller, und weil es zu vielerlei Ergänzungen, wie der Herausgeber selber erhofft, Anlaß gibt. Mögen also die rund 10 000 Namensangaben, die übrigens hin und wieder in kurzen Zusätzen köstliche und tragische Schicksale vermuten lassen, ihre Liebhaber finden, solche, die nach den eigenen Vorfahren suchen, und solche, die am begonnenen Werk weiterarbeiten.

Otto Borst

Heimatbuch Neu-Pasua. Von Dr. Irmgard Hudjetz-Loeber. Verlag Heimatausschuß Neu-Pasua Reutlingen. 372 Seiten, 80 Abbildungen, Ganzleinen, Goldprägung, DM. 12.— Das Dorf Neu-Pasua war eines der größten Dörfer der Donauschwaben, und es war nach der Herkunft der Ansiedler im Gegensatz zu den meisten donau-„schwäbischen“ Siedlungen ein fast reines Schwabendorf. Es wurde 1791, als die josefinische Kolonisation bereits abgeschlossen war, von 62 württembergischen Familien gegründet, und es zählte 1944 über 6000 Seelen. Der leider gefallene Tübinger Volksforscher Dr. Hermann Haller schrieb in seiner Arbeit „Neu-Pasua und Neu-Banovci, zwei Schwabensiedlungen in Syrmien“ (in „Auslandsdeutsche Volksforschung, Bd. 1 1937): „Wo

vorher sumpfige Weiden und Rohrdickicht in der Niederung, ödes, mit Hecken durchsetztes Gestrüppland in der Lößebene der Erschließung harhten, dehnen sich unübersehbare Mais- und Weizenfelder, und inmitten liegt ein schmuckes Dorf, die jüngste Ansiedlung des ganzen Bezirks, aber heute nach dem Bezirksort die größte. Der Boden, auf dem diese Deutschen wohnen und den sie mit ihrer Hände Werk bestellen, ist im wahrsten Sinne des Wortes mit ihrem Schweiß und dem Blut ihrer Ahnen gedüngt. Fürwahr, es ist ein Leben voll Mühe und Arbeit, voll Opfer und Entbehrung, das diese Menschen, weit entfernt von ihrer Urheimat, führen, das aber auch reichen Segen gebracht hat nicht nur für sie selbst, sondern auch für das Land und den Staat, in dem sie leben und dem sie treu dienen und nützen wollen, um auch darin allen ein Vorbild zu sein.“ Die ganze Tragik des Donauschwabentums wird offenbar, wenn man diese Worte vergleicht mit einigen Zahlen aus dem hier besprochenen „Heimatbuch“: Das Buch führt aus dem ersten Weltkrieg 112 Kriegsoffer auf, aus dem zweiten 295 umgekommene Militär- und 169 Zivilpersonen. Von 6184 heute in alle Welt zerstreuten Neu-Pasuanern leben 5377 in Deutschland und hiervon 4459 in Baden-Württemberg. Sie verteilen sich vor allem auf die Kreise Reutlingen (930), Tuttlingen (470), Balingen (426), Münsingen (319), Biberach (309), Stockach (234), Hechingen (261), Saulgau (193), Wangen (191), Sigmaringen (182), Calw (171), Horb (165), Ehingen (125), Ravensburg (135). Von 1170 Neu-Pasuaner Familien in Baden-Württemberg haben 464, d. h. 40 % bereits ein Eigenheim. In Neu-Pasua aber zerfallen die Häuser, und die einst so gesegneten Fluren verwildern und veröden wieder.

Das hier vorliegende „Heimatbuch“ ist nach Inhalt und Ausstattung eine erstaunliche Leistung für eine heimatvertriebene Dorfgemeinschaft. Es berichtet von der Zeit der Auswanderung und der Ansiedlung bis zur Gegenwart. Auf 165 Seiten sind als Anhang in einem Familienregister alle Personen aufgeführt, die seit 1791 in Neu-Pasua geboren wurden und geheiratet haben.

In dem Buch heißt es an einer Stelle: „Der größte Teil der Neu-Pasuaner hat sich im Laufe der letzten Jahre in Württemberg, der Urheimat ihrer Ahnen, zusammengefunden. Hierher lockte sie nicht nur verwandte Sprache und Wesensart, sondern ebenso die wirtschaftlichen Möglichkeiten, die die württembergische Industrie für strebsame und arbeitsfreudige Menschen bietet. So sind aus den Neu-Pasuaner Bauern zum großen Teil Industriearbeiter geworden. Aber wie es schon in Neu-Pasua zwar arme Leute gegeben hat, aber doch keine Proletariat im übelen Sinne des Wortes, so ist es auch jetzt. Auch unter veränderten Lebensbedingungen streben unsere Leute unbeirrt weiter vorwärts, nach einer gesicherten Existenz und einem eigenen Heim. Auch der alte Großvater wird sich niemals über seine, ach so kleine Rente beklagen. Irgendwie und irgendwo findet er immer noch ein kleines Geschäftle, durch das er sich nebenbei einen kleinen Verdienst schafft. Wir wissen, daß unsere Kinder, die in der neuen Umwelt aufwachsen, keine Neu-Pasuaner mehr sein und daß unsere Kindeskiner vielleicht gar nichts mehr von Neu-Pasua wissen werden. Möge doch unsere eigene Generation ihnen von der eigenen Substanz und vor allem von ihrem stillen und festen Gottvertrauen so viel weitergeben, daß auch sie in der neuen Heimat ihren Ahnen Ehre machen.“

Daß die Heimatvertriebenen bei uns einwachsen, ist für sie und uns von größter Wichtigkeit. Das bedeutet keineswegs, daß die Heimatvertriebenen ihre Heimat, die sie unter so viel Schmerzen und Opfern haben verlassen müssen, vergessen sollen. Im Gegenteil. Wer die alte Heimat nicht ehrt, wird auch der neuen nie wirklich verbunden werden.

Karl Götz

Eduard Thorn, Genius in Fesseln. 1956. Leinen, DM 9.80. Die Stadt Aalen hat einen Schubart-Literaturpreis ausgeschrieben, der 1956 zum ersten Mal vergeben wurde. Die Wahl des Preisrichter-Kollegiums fiel auf heimatkundliche Studien des verdienstreichen Heimatforschers Hugo Theurer und auf den Roman über Chr. Fr. D. Schubarts Leben „Genius in Fesseln“ von Ed. Thorn, der schon bei seinem erstmaligen Erscheinen 1935 die Beachtung der literarischen Welt gefunden hatte. Die Schubart-Buchhandlung Erwin Fluhrer in Geislingen hat jetzt eine 2. Auflage herausgegeben, die wir auf das wärmste empfehlen möchten. Die Gestalt des freiheitstrunkenen Dichters tritt dem Leser in sprühender Lebendigkeit vor Augen; in glücklicher Weise ist die Darstellung der geschichtlichen Wirklichkeit verbunden mit poetisch-freier Formung des spannungsgeladenen Stoffes. Aber nicht nur das persönliche Schicksal Schubarts, der als gebrochener Greis aus der 10jährigen Kerkerhaft entlassen wird, ergreift den Leser aufs tiefste, vor seinen Augen entfaltet sich auch ein farbenreiches Kulturbild aus der Zeit des Absolutismus. Besonders hervorzuheben sind acht gut ausgewählte Bildbeigaben in Lichtdruck.

Helmut Paulus, Geliebte Heimat. 72 Seiten. Geb. DM 3.40. Silberburgverlag Werner Jaedch, Stuttgart. Helmut Paulus lebt heute in USA; aber sein Herz gehört seiner schwäbischen Heimat. Und es klingt wie Heimweh aus diesen vier Erzählungen. Die erste berichtet von der Heimat, die treu und geduldig wartet; die zweite von einem allzuharten Mutterherzen; die dritte von dem Schicksal eines Gerstenackers; die vierte von der Tragik eines Kriegsgefangenen, der in dem Augenblick stirbt, da sich ihm das Tor in die Freiheit öffnet.

Karl H. Bischoff, Der römische Waldbrunnen. 122 Seiten. Geb. DM 4.40. Silberburgverlag Stuttgart. Die zarte Liebesgeschichte erzählt einen „Sommer mit Klara“ so schlicht und so lebenswahr, daß man seine helle Freude haben muß an den beiden jungen Menschen, die ihre Jugendliebe tief erleben. Besonders beglückt an dieser Erzählung ihre Verwurzelung im kraftspendenden Heimatboden der Schwäbischen Alb.

Auguste Supper, Schwarzwaldgeschichten. 184 Seiten, Leinen DM 6.80. J. F. Steinkopf, Stuttgart. Die Erzählungen von Auguste Supper sind Volks- und Heimatliteratur im besten Sinne. Es ist ein Verdienst des Verlages Steinkopf, daß er die schönsten Geschichten ausgewählt und zu dem vorliegenden hübschen Geschenkbuch zusammengestellt hat, der dem Leser mehr bietet als bloß spannende Erzählungen. Die Dichterin läßt uns tiefe Blicke tun in die Seele der heimatverbundenen Menschen, die im Schatten der dunklen Wälder des Schwarzwaldes wohnen.

Ottile Wildermuth, Schwäbische Pfarrhäuser. 1956. 115 Seiten. 7 Bilder. Leinen DM 4.80. J. F. Steinkopf. Die Pfarrhausgeschichten sind 1852 zum ersten Mal in Buchform erschienen; daß sie nach mehr als 100 Jahren mit einem Vorwort von Erwin Ackerknecht neu aufgelegt werden können, ist ein Zeichen für ihre innere Lebenskraft. Die Welt freilich, die diese beschaulichen und besinnlichen Geschichten liebevoll schildern, ist versunken. Die Idylle des ländlichen Pfarrhauses, wie sie etwa Mörike oder J. G. Fischer noch erlebt haben, ist unwiederbringlich dahin. Und man darf die gemütvollen Schilderungen nicht lesen mit einem neidischen Blick auf „die gute alte Zeit“; man muß sie nehmen als kulturgeschichtliches Dokument für eine Erscheinung aus der Biedermeierzeit und man kann sich freuen an der lebensvollen und warmherzigen Erzählkunst der Dichterin.

Bücher von Otto Ehrhart

Wir weisen unsere Leser nachdrücklich auf die Bücher von Otto Ehrhart hin, die im Verlag Maximilian Dietrich in Memmingen erschienen sind. Otto Ehrhart, ein begnadeter Naturfreund, ist seit 1945 im Osten vermißt. Er selbst kann seine Stimme für die geschundene Kreatur nicht mehr erheben; um so mehr wollen wir auf seine Mahnungen hören, die er uns als Vermächtnis hinterlassen hat. Grundzug seiner Bücher ist die Liebe zur Natur, zur Tierwelt und zur Landschaft und zu den naturverbundenen Menschen. In dem Roman „Das sterbende Moor“ (geb. DM 7.50) macht der Dichter eine Landschaft lebendig, die in ihrer Urwüchsigkeit durch fortschrittswütige und gewissenlose Menschen gefährdet ist, bis schließlich doch das Gute siegt. Wie in kaum einem anderen Buch werden hier die zentralen Anliegen des Heimatschutzes und der Landschaftspflege dichterisch gestaltet. In „Troll der Glücksfischer“ (DM 9.80) ist eine spannende Liebesgeschichte verbunden mit liebevoller Naturschilderung. Die Einsamkeit der Berge und die Erfüllung einer echten Liebe lassen einen am Leben fast Verzweifelnden zurückfinden zu sich selbst. „Mein Bergbuch“ (DM 7.–) singt das Hohe Lied der Schönheit und Großartigkeit der Bergwelt. Die Bücher von Otto Ehrhart eignen sich besonders als Weihnachtsgabe für den Heimatfreund.

Rühle

Dodeldum. Komische Geschichten um einen schwäbischen Oberamtsrichter. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Karl Setz, mit 50 Zeichnungen von Fritz Fischer. Erich Hoffmann, Heidenheim.

„Den Manen des kleinen Amtsgerichts“, also dem guten bodenständigen Geist enger Vertrautheit von Volk und Rechtspflege, wie sie in so mancher abgelegenen Stadt von pflichtgetreuen, lebensnahen und oft urwüchsigen Richtergestalten hochgehalten wurde, widmet der Herausgeber, selbst ein bewährter Rechtspfleger in einem dieser altschwäbischen Justizkönigreiche, diesen Strauß seltener Blüten aus der Praxis eines legendär gewordenen Originals, des Blaubeurer Oberamtsrichters Dodel. Auch der Nichtjurist wird es mit Behagen studieren und am Ende dem Wunsch zustimmen, daß es unsrem Lande nie an solchen Dienern fehlen möge, deren eigenwillige Prägung doch nur bei einem wertvollen Metall möglich ist.

W. K.

Gedichte

Die Unrast unserer Tage droht alles in ihren Wirbel zu ziehen. War hat noch Muße, ein Gedicht zu lesen? Und doch sollten wir uns die Zeit dazu nehmen. Der Dichter ist das mahnende Gewissen unserer Gegenwart. Er hat uns etwas zu sagen, was über den Alltag hinausgeht; und wir wollen es uns sagen lassen. Bezeichnend ist der Titel eines Gedichtbandes von Dora Gohl-Vaihinger „Die andere Stimme“ (Eugen Salzer, Heilbronn). Lieder der Nacht wechseln mit Jahreszeit-Gedichten: die Dichterin mahnt zur inneren Einkehr. – Starkes religiöses Erleben und tiefer sittlicher Ernst treten uns in den Gedichten von Sofie Abel-Rau entgegen, die in zwei Bändchen vorliegen: „Der Weg ist frei“ und „Aus Leben und Schicksal“ (Karl Knödler, Reutlingen). „Der Weg ist frei – betritt ihn Mensch, und zaudre nicht – zum Höchsten, was dein Sinn begehrt“. Dieses Höchste ist der Dichterin Christus, der Herr der Schöpfung, die mit all ihren Erscheinungen den Schöpfer preist. – Die Neue Folge „Gedichte“ von Maria Müller-Gögler (Aegis Verlag, Ulm) ist Hermann Hesse gewidmet. Die Vorfrühlingssonne besingt die Dichterin, den Mai, den blühenden Ginster, den murmelnden Bach, den sommerlichen Wald; aber sie kennt auch neben den Lichtern die dunklen Seiten des Lebens

und der Natur: Nordwind, Novemberabend, kahler Baum, Winterspuk. Machtvoll klingt der gut ausgestattete Band aus mit einem Sonettenkranz über die Orgel, die Königin unter den Musikinstrumenten: „Alle Stimmen klingen, das Schiff erbebt in seligem Frohlocken“. – „Blühen und Reifen“ nennt Hugo Geißler seine „Gedichte des Malers“ (J. F. Bofinger, Tuttlingen). Wie der Künstler die Motive seiner Gemälde vielfach aus der heimischen Landschaft holt, so kreisen auch seine Gedichte um die Heimat und die in ihr verwurzelten Menschen. Frühlingsnacht, Abendlandschaft, Sommertag, Föhn mögen als Beispiel genannt sein. Die besondere Liebe des Dichters gehört dem Hegau und seiner Berge „reichgeschmücktem Kranz“. – Wir möchten allen Heimatfreunden empfehlen, dieses Jahr bei der Auswahl der Weihnachtsgaben die genannten Gedichtbände nicht zu vergessen. Ein solcher Gedichtband macht Freude über den Tag hinaus und obendrein kostet er nicht viel (die Preise liegen zwischen DM 3.– und DM 4.–). *Rühle*

Wilhelm Schloz, Ernte einer Gezeit, Gedichte. Gebr. Knöller, Stuttgart. 96 Seiten, Ganzleinen DM 4.20.

Selbst Hermann Hesse, dessen Gedichte mir das Liebste sind, was er geschrieben hat, gibt zu, daß es ihm schwer falle zu sagen, was gute Gedichte sind. Die Gedichte von Schloz gehören aber zu denen, die in ihrem Entstehen „etwas ganz Eindeutiges sind“, nämlich „eine Entladung, ein Ruf, ein Schrei, ein Seufzer, eine Gebärde, eine Reaktion der erbebenden Seele“, oft auch ein „Spiel mit Worten“. Sie entspannen und befreien den Dichter, aber sie bewegen auch die Leser, nicht bloß weil sie den ringenden, leidenden oder lächelnden Dichter spüren lassen, sondern weil sie ganz einfach zugleich schön sind, ohne von Anfang an für andere gedacht zu sein oder schön sein zu wollen. Und damit gehören die Gedichte zu den ernstesten und echten und verdienen von vielen gelesen zu werden.

Wer Freude an Mundartgedichten hat, der versäume nicht, das Bändchen: „Wenn e an Di denk, Muetter, no wird's halt schwäbisch“ (Hünenburgverlag, Stuttgart 1955) zu kaufen; denn er wird daraus Töne vernehmen, die er noch nie gehört hat und zwar in der Mundart des Heimatortes Deizisau im Neckartal unterhalb Plochingen. Es ist ein Schwäbisch in der urigsten Form, in völliger Echtheit ohne Einfluß der Honoratioren-Schwaben in der Stadt, ähnlich echt wie Mathias Koch in der Tieringer Mundart auf der Balingen Alb gedichtet hat. Das Menschliche kann man auch in der Bauernsprache poetisch ausdrücken, d. h. sorgfältig gestaltet, oft musikalisch, oft wie gemeißelt. Man fühlt sich an der Brunnenstube der deutschen Sprache. Man erlebt das einfache Leben des Dorfes und die unmittelbarsten Empfindungen von Sohn zu Mutter, von Mensch zu Mensch, von Mensch zum Tier und zu den Dingen, die dem Dichter in der Jugend etwas bedeutet haben. Auf dem ganzen Werk liegt ein tragisch-ernster Schimmer, eine Traurigkeit über das schwindende Jugendland, die kaum einen gemütvollen Humor, niemals aber Derbheiten oder Witzeleien aufkommen läßt.

Schwenkel

Kosmos-Almanach. Herausgegeben vom Kosmos / Gesellschaft der Naturfreunde. Mit 173 Bildern im Text und 20 Bildern auf 16 Tafeln, 192 Seiten, geb. 5.80 DM. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart 1954.

Das Buch ist zum Jubiläum des 50jährigen Bestehens des „Kosmos“ erschienen und gibt in 22 Aufsätzen bekannter Mitarbeiter des Verlags einen Querschnitt durch die so verdienstvolle Arbeit des Verlags an der naturwissenschaftlichen Aufklärung und Bildung seines großen Leser-

kreises. Es kommen dabei sowohl die reine Forschung mit Anregungen zur eigenen Beobachtung wie die praktische Nutzanwendung zu ihrem Recht. Reizvoll ist der erste Abschnitt: „Die Natur im Jahreslauf“ (Dr. Horst Janus) mit vortrefflichen Zeichnungen, was in einem Almanach nicht fehlen darf. Die übrigen Aufsätze behandeln Fragen aus allen naturwissenschaftlichen Gebieten: Vogelkunde, Pflanzenwelt, Tierwelt, Medizin, Atomkräfte, Wetter, Vorgeschichte, Höhlenbilder, Herkunft des Menschen, Wald, Sterne, Nobelpreisträger, Forschungsreisen, Gartenbau, Schädlinge, Technik, Wirtschaft u. a. in gemeinverständlicher Form. Das preiswerte Buch kann bestens empfohlen werden.

Gottlob Ernst, 6000 Jahre Bauerntum im Oberen Gäu. Lieferung 4 und 5. Geheftet je 6 DM. – Die 4. Lieferung schließt Abschnitt VII, Unsere Gemeinde, ab und enthält Abschnitt VIII, Unsere Kirche. Die 5. Lieferung bringt den Abschnitt IX Unsere Schule und schildert weiterhin die dörfliche Wirtschaft, die Heimat in Kriegen, das Gesundheitswesen, besondere Ereignisse und die Bevölkerungsverhältnisse. Auch diese Lieferungen werden gleich gute Aufnahme finden wie die drei ersten; denn ihr Inhalt ist ebenso reich an geschichtlichen Belegen und Einzelheiten, die ein anschauliches Bild des dörflichen Lebens geben. Der Fleiß des Verfassers ist ebenso zu bewundern, wie der Idealismus der Herausgabe im Selbstverlag.

Schwenkel

Kalender

Wie alljährlich ist auch für 1957 der *Schwäbische Heimatkalender* erschienen (W. Kohlhammer, Stuttgart, DM 1.25). Der altbekannte und bewährte Kalendermann Hans Reyhing hat wiederum Ernstes und Heiteres, Erzählendes und Unterhaltendes in bunter Folge zusammengestellt. Alt und jung, groß und klein finden im Schwäbischen Heimatkalender einen treuen Begleiter durch das kommende Jahr, der nicht zuletzt auch durch die vielen schönen Bilder erfreut.

Der *Kohlhammer-Kunstkalender* 1957 enthält 27 großformatige Farbbilder, die einen Querschnitt durch die abendländische Malerei vom Mittelalter bis zur unmittelbaren Gegenwart geben. Für DM 5.80 erhält der Kunstfreund 27 hervorragend gedruckte Kunstblätter von Duccio über Jan van Eyck, Lukas Cranach, Hals, Van Gogh, Cézanne bis hin zu Klee und Picasso, von denen jedes einzelne Blatt sich trefflich als Wandschmuck eignet. Als Weihnachtsgeschenk wird der Kohlhammer-Kunstkalender überall willkommen sein.

Die Verlagsgesellschaft Stähle und Friedel in Stuttgart legt drei Kalender vor, die wir dem Natur- und Heimatfreund besonders empfehlen können. Der *Blumenkalender* (DM 3.95) bringt 13 Aquarelle des bekannten Blumenmalers Professor Otto Ludwig Kunz, der es meisterhaft versteht, die Blumenseele bald in zarten, bald in kräftigen Tönen zum Sprechen zu bringen. – *Maler und Heimat* (DM 4.30) vereinigt 13 farbige Offsetdrucke nach Bildern, hauptsächlich Landschaften, zeitgenössischer Künstler. Wir finden u. a. Friesische Fischerboote, Mainlandschaft, Karwendel, Hohentwiel, Tübingen, Schwarzwälder Bauernstube. – Der *Große Ski- und Bergkalender* (DM 4.80) ist von Walter Pause gestaltet; er hat 36 Bilder ausgewählt und die Texte dazu geschrieben. Wir werden in die Silvretta und in die Dolomiten geführt, in die Zillertaler und die Ötztaler Alpen, zum Örtler und zum Großglockner. Der Skiläufer und Bergfreund kann sich nicht nur an den herrlichen Aufnahmen erfreuen; er findet auch vielfache und nützliche praktische Hinweise.

R.

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenstraße 15/1, IV. Stock · Fernruf 24 13 98 · Geschäftszeit 8–16 Uhr

Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

Um die Erhaltung des Dettinger Hörnle

Die Gemeinde Dettingen/Erms hat in einem Bürgerentscheid zugleich mit der Gemeinderatswahl am 11. November zu der Frage Stellung genommen, über die in Nr. 1 S. 32 der „Schwäbischen Heimat“ bereits berichtet wurde. Mit großer Mehrheit haben sich die Dettinger Bürger gegen den Verkauf des Berges an das Nürtinger Zementwerk ausgesprochen. Der Schwäbische Heimatbund hat in dieser Angelegenheit von jeher bedauert, daß die Abtragung des Berges *seit Jahren* schon zu einer Beeinträchtigung des Landschaftsbildes geführt hat, so daß der Schwäbische Albverein als speziell berufener Verband in seinen jetzigen Schritten und Aufrufen bereits gegen die Folgen weit zurückliegender Fehlgriffe anzukämpfen hat. Da nun das ganze Problem in das vor-ausschbare äußerste Stadium gerückt ist, wo die Existenz dieses charakteristischen Höhenkamms endgültig in Frage gestellt ist, hat der Vorstand des Schwäbischen Heimatbundes an das zuständige Regierungspräsidium in Tübingen die dringende Bitte gerichtet, *alles zur Erhaltung des Berges und des vertrauten Heimatbildes Mögliche zu tun.*

Wir unterstützen somit einmütig die Forderung, die der Schwäbische Albverein in dieser Sache der Öffentlichkeit vorgetragen hat.

Die in der Erörterung erwähnte Gutachtertätigkeit von Professor Dr. Schwenkel, die nicht namens des Schwäbischen Heimatbundes oder des Naturschutzes, sondern in privater Eigenschaft auf Grund seiner Kenntnis und persönlichen Betrachtung der örtlichen Gegebenheiten erfolgte, befaßt sich mit dem Thema im weiteren Rahmen, der, wie z. B. die Frage der Material- und Arbeitsbeschaffung für das Nürtinger Zementwerk, den engeren Aufgabenkreis unseres Heimatbundes überschreitet. Die Untersuchungen und Äußerungen von Professor Schwenkel bezogen sich nur auf den Fall, daß das Werk Nürtingen nicht stillgelegt werden könnte. Wir können daher auch an dieser Stelle nicht auf diese Seite der Erörterung eingehen, sondern geben der Hoffnung Ausdruck, daß durch die Entscheidung des zuständigen Regierungspräsidiums die Erhaltung unseres Heimatbildes gewahrt bleiben möge.

Und ebenso der Schloßplatz

Der Schwäbische Heimatbund hat in öffentlicher Stellungnahme das von den Stuttgarter Bürgervereinen eingeleitete Bürgerbegehren zur Erhaltung des Schloßplatzes unterstützt, das die erforderliche Zahl von 30 000 Einzeichnungen erbrachte. Es wird nun an der Stadt Stuttgart sein, Auseinandersetzungen über die Zulässigkeit und andere formalrechtliche Streitfragen beiseite zu lassen und einen Plan zu erarbeiten, der den Verkehrsanforderungen Rechnung trägt, ohne den Schloßplatz als Ganzes zu gefährden. Wir haben

in unserer Stellungnahme mit besonderem Nachdruck hervorgehoben, daß wir uns nicht in Angelegenheiten des Stuttgarter Rathauses einzumischen, sondern ein Anliegen des ganzen Landes, nicht der Landeshauptstadt allein, zu betonen hatten. Wir geben der Hoffnung Ausdruck, daß von dieser Sache keine grollenden Verlierer zurückbleiben, sondern daß sich aus ihrem Verlauf ein Impuls zu gemeinsamer Arbeit im Sinne des allen gleich wichtigen Ganzen ergeben möge.

W. K.

Rottweiler Tage

Keiner der vorangegangenen Ferienkurse des Schwäbischen Heimatbundes hat wohl so sehr in Neuland und dort von Entdeckung zu Entdeckung geführt wie der vom 21.–27. Juli dieses Jahres, der vom Standort Rottweil aus für die Baar und die angrenzenden Gebiete durchgeführt wurde. Wer etwa von den Teilnehmern war zuvor an der Blumbergpforte gestanden, wo ein uraltes Donaubett jäh von der jüngeren Wutach durchschnitten wird, wer hatte zuvor einen Blick in den „Bauch eines Vulkans“ auf der ausgehöhlten Kuppe des Höwenegg getan, wer kannte den Erdfall bei Löffingen, wo sich unlängst bei einem riesigen Karsteinbruch ein gähnender Abgrund aufgetan hat, wer die versteinerten Wellen des Muschelkalkmeeres in der tobelartigen Schlichemklamm? Wem war das „Herrgöttle von Buchenbach“ vertraut, wem die um eine Schwarzwaldtanne mit einem Marienbild gebaute Wallfahrtskirche Maria in der Tann bei Triberg, wem die bezaubernden Bilder des Meisters von Meßkirch oder die Nibelungenhandschrift in Donaueschingen? Dabei hatte das gewittrige Wetter immer wieder prächtige Aussichten von den erstiegenen oder befahrenen Bergen eröffnet, vorab vom Witthoh. Unvergessen bleibt auch der Morgenrundblick vom Dreifaltigkeitsberg; von dem Schweiß, der bei Ersteigung des kahlen Hohenkarpfens in der Spätmittagshitze vergossen wurde, wollen wir schweigen. –

Schon beim Eröffnungsabend, den der Vorsitzende Dr. Kohlhaas leitete, gab Regierungsrat Rath vom Landratsamt Rottweil mit dem Begriff der „umfassenden Heimatpflege“ fast so etwas wie ein Stichwort zu dem in aller Vielfältigkeit doch geschlossenen Charakter der Tagung. Oberstudiendirektor Franz Betz, der Verfasser des Werkes „Rottweil in Wort und Bild“, legte in seinem Einführungsvortrag, „Rottweil im südwestdeutschen Raum“, unter Bezug auf August Steinhausers „Officina Historiae Rottwilensis“ den festen Grund zum rechten geschichtlichen Verständnis. Aufrichtige Wahrheitsliebe und abwägender Gerechtigkeitssinn kennzeichneten seine scharf durchdachten, in klarer Sprache einprägsam vorgetragenen Ausführungen:

In früher römischer Zeit liegt Rottweil im Treffpunkt zweier wichtiger Straßen: 1. der Kinzigalstraße, die über die Waldmössinger Höhe herüberführt, und 2. der Südweststraße, welche von Windisch-Brugg über Schwenningen gebaut wurde. „Arae Flaviae“ ist der damalige Name des um jenen Treffpunkt entstandenen, aus Villen bestehenden „Rottweil“; so nach dem Flavierkaiser Vespasian; hier liegt heute Rottweil-Altstadt. Links des Neckars, in der „Mittelstadt“ auf dem Nikolausfeld, errichteten die Römer um 73 bis 74 nach Chr. ihr Lager. Der Alamanneneinbruch des Jahres 260 läßt von der Herrlichkeit der Arae Flaviae nur Trümmer übrig; Bühlungen, Deißlingen, Wellendingen sind die neuen Sied-

lungsmittelpunkte. Als aber im Jahre 746 das alamanische Herzogsgut Königsgut wird, tritt an die Stelle des römischen Lagers ein fränkischer Königshof mit einem entsprechenden Königshofgericht, dessen Assessoren Rottweiler Ratsherren, Schultheißen und Bürgermeister sind und dessen Gerichtsstube sich im Rathaus befindet, während der Hofgerichtsstuhl draußen im freien Felde steht (ursprünglich auf dem Königshof, später in der Königsstraße), sodann das städtische Pirschgericht, welches vom Kaiserlichen Hofgericht zu unterscheiden ist und als Blutgericht über das Rottweiler Territorium seinen Sitz unter der Linde am Ort des alten Königshofes hat. Der Name Rottweil taucht mit dem Königshof auf (rotes Wil) und hängt einerseits mit der Bezeichnung Villa, andererseits mit den roten römischen Ziegelsteinen zusammen. Der Name wird auch auf die Altstadt und die spätere Hochstadt übertragen, die um 1140 künstlich als Stadt mit vier um ein Straßenkreuz gelagerten Orten geschaffen wird, wobei eine der Straßen zugleich Marktraum ist und die Häuser in Traufstellung mit dahinterliegendem Hofraum, zu dem eine Durchfahrt führt, die Straßen säumen.

In dieser Form war Rottweil eine Gründung der Zähringer, nach deren Aussterben wurde es 1218 Stauferstadt, die Stadtbefestigung, an der 1241 noch gebaut wurde, fällt mithin in die Zeit Kaiser Friedrichs II. Nach 1268 wird Rottweil Freie Reichsstadt. Von den Herrschaften, die aus dem Untergang der Hohenstaufen ihren Nutzen ziehen, sind die benachbarten von Zimmern an erster Stelle zu nennen, nach deren Aussterben ein Teil ihres Besitzes an die Stadt kommt, die sich in verschiedenen Bündnissen und kriegerischen Auseinandersetzungen für ihre Selbständigkeit einsetzt. Schon in der Reichssteuermatrikel von 1241 ist Rottweil unter 31 Städten an zwölfter Stelle genannt. Seine wirtschaftliche Kraft nahm ständig zu. In der Vorstadt Au wohnten 1471 allein 100 Sichel schmiede; die Tucher von Rottweil bildeten den Vorstand des Tuchmachergewerbes auf der Frankfurter Messe. Im Kampf der Zünfte (zuerst elf, dann neun) mit den Geschlechtern kam es zu keinem Sieg der einen Partei über die andere, sondern zu einem glücklichen Ausgleich; aus jeder Zunft kamen je zwei Vertreter in den Rat, die sogenannten Zweiundzwanziger, später Achtzehner.

Politisch suchte es nicht an die langsam aufstrebende Grafschaft Württemberg, sondern südlich bei der freien Schweiz Anlehnung, mit deren Eidgenossenschaft es 1519 einen „ewigen Bund“ einging. Von der Eroberung durch die Franzosen im Jahre 1643 hat sich die Stadt nicht wieder erholt. Die Zuteilung an Württemberg bedeutet für Rottweil das Ende einer ruhmreichen und glanzvollen Zeit.

Die Darlegungen über die Bau- und Kunstwerke Rottweils bereiteten zugleich auf die Führungen des folgenden Tages vor. Vom 640 Meter hoch vor dem Schwarzen

Tor gelegenen Hochturm aus – beide Bauten mit Teilen aus staufischer Zeit – erläuterte Oberstudienrat Walter Rottweil als städtebauliche Einheit. Oberstudiendirektor Betz erklärte die das Stadtbild bestimmenden Bauten des Kapellenturms und der Heilig-Kreuz-Kirche (seit 1950 Münster) als Male der Bedeutungsinhalte des bürgerlichen Gemeinwesens. Ein emporweisender, von 1470 an erhöhter Turm der Zeit um 1330, über dem geweihten und weihvollen Innenraum einer Kapelle, die bei einer Heilquelle errichtet worden war und heute ein Vesperbild der Zeit um 1400 birgt: dies ist der Kapellenturm. Dem großen Gedanken der Gesamtanlage entspricht die Ausstattung des Äußeren mit Bildwerken, die das reiche Programm der Kathedralen auf engstem Raume zu verdichten und in das steinerne „Excelsior“ hinein- und hinaufziehen sucht: Sinnbild des einen heiligen Reiches in der Auffassung, wie sie etwa eine Elsässer Nonne des 14. Jahrhundert kundgibt: „das Reich das ist da inne, darin die Seele gat“. Das Braut- und das Buchrelief stellen menschliche Liebe und Erziehung in den angedeuteten großen Gesamtzusammenhang. Formgeschichtlich bilden die Statuen des Marienmeisters (ab 1335) und des Christusmeisters (gegen die Jahrhundertmitte) einen eigentümlichen „Rottweiler Stil“ im Gefolge von Freiburg und Straßburg. Erstaunlich bleibt wie der Asamschüler J. Firtmaier anlässlich des Umbaus des alten, engen und hohen Schiffes im Jahre 1727 zu einer Kirche des von Jesuiten geleiteten Gymnasiums den Charakter des Heiligtums wahrte; dies deshalb, weil seine Malerei, die über sämtliche Mittel der barocken Illusionskunst verfügt, den auf Erden herniederkommenden Himmel, ja die neue Erde beschwört, gerade darin aber nicht weltlich ist. Mit dem auf den Chor folgenden Neubau des Langhauses des Heiligkreuzmünsters (1497/1534) kehrt sich Rottweil, nun schon an der Wende seiner Geschichte, der politisch mächtig gewordenen Grafschaft Württemberg, genauer gesagt der Stuttgarter Stiftskirche zu. Von ihrer alten Ausstattung ließ der Barock nur die gotischen Nikolaus- und Petrus-Altäre sowie den Dreifaltigkeitsaltar mit der Krönung Mariens aus der Zeit um 1600 nach: jedoch war Heideloff bei Durchführung der Restaurierung ab 1840 darauf bedacht, in Nürnberg echte alte gotische Altäre anzukaufen.

Die dritte Kirche der Stadt ist bezeichnenderweise eine Kirche der neuen Orden, welche sich die volksmissionarische Arbeit innerhalb der volkreichen Viertel der Bürgerstädte zum Ziel gesetzt hatten: der Bettelorden, in diesem Fall der Dominikaner. Der Bau, dessen Grundstein 1268 Albertus Magnus legte, wurde 1753 umgebaut, da, seit dem Wunder der Augenwende der heute in Heiligkreuz stehenden Muttergottesstatue im Notjahr 1643 – von Josef Wannemacher überzeugend an der Decke dargestellt –, die Kirche zum Lieblingsheiligtum der Rottweiler geworden war. Durch die Ruhe-Christi-Kapelle, eine für die neue Mystik des 18. Jahrhunderts bezeichnende Andachtsstätte von 1715, führte wiederum Oberstudiendirektor Betz, wobei er auch auf die Ge-

mälde der Rottweiler Barockmaler J. G. Glückher und J. Achert hinwies. – Pfarrer Zimmermann zeigte den Teilnehmern gastfreundlich die 1664 geweihte und mit einer prächtigen Frühbarockausstattung versehene Kirche des ehemaligen Zisterzienserrinnen-Reichsstiftes Rottenmünster bei Rottweil in der Nähe der Saline Wilhelmshall; auch ein mit einer schönen Kassettendecke nebst Bildern Acherts versehener Saal konnte durch sein Entgegenkommen besichtigt werden.

Für einen Vortrag über die Bildwerke der Lorenzkapelle und eine Führung durch dieselbe war zunächst Pfarrer Dr. Dr. Merkle vorgesehen. Da er aber krankheitshalber kurz zuvor noch absagen mußte, sprang schließlich Hauptkonservator Dr. A. Walzer vom Landesmuseum in Stuttgart für ihn ein. Er suchte in seinem Vortrag durch Vergleiche mit anderen mittelalterlichen Figuren unserer engeren Heimat das typisch Schwäbische herauszustellen und so die Bedeutung der Sammlung für die heimatliche Kunstgeschichte zu unterstreichen. Bei der Durchsicht der verschiedenen jeweils durch eine oder mehrere repräsentative Darstellungen in der Lorenzkapelle bedingten Themen ergab sich immer wieder, daß die einen schwäbischen Bildhauer des späten Mittelalters derbe, lebensnahe Typen, auch eine entsprechende Art der Darstellung der verschiedenen Motive, bevorzugten, die anderen sich aber aus Respekt vor der Heiligkeit des Dargestellten veranlaßt fühlten, sie möglichst repräsentativ, würdevoll, vergeistigt und von ihrem Schicksal losgelöst zu zeigen. Um aus der Fülle der Vergleiche ein paar Beispiele herauszugreifen: die einen stellen die Schutzmantelmaria wie eine gute, sanfte Mutter dar, die mit ihrem eigenen Kind noch viele andere Menschenkinder betreut (Lorenzkapelle, aus Gößlingen), die anderen verbildlicht sie als eine hehre Göttin, die über alles hinwegblickt, zu der die kleinen Menschen Hilfe flehend emporblicken (Berlin, Ravensburger Schutzmantelmaria) – oder die einen zeigen den heiligen Sebastian in seiner grauenvollen Marter, wie er nackt an einen Baum gebunden vor Schmerz die Zähne bleckt und mit der einen Hand versucht, sich einen Pfeil aus dem Leib zu winden (früher Sammlung Schnell, Ravensburg, jetzt Berlin), während die anderen ihn repräsentativ aufgerichtet und vornehm gekleidet darstellen, nicht als an den Baum gebunden, sondern ihn nur als Attribut im Arme haltend, damit man ihn wenigstens daran erkennen kann (Ulmisch, Lorenzkapelle). Meistens gelingt es dabei den Künstlern unserer Heimat in beiden Fällen das, was sie damit sagen wollen, so darzustellen, daß es geradezu typisch wirkt. Dafür wenigstens ein Beispiel: Der Kopf eines heiligen Mönches verrät, wie sehr er sein ganzes Leben lang nur um seine Heiligung kämpfen mußte (St. Gallus, aus Ravensburg, Lorenzkapelle), während der eines anderen dank seiner Selbstüberwindung als geistig überlegener Führer charakterisiert wird (hl. Benedikt, Blaubeuren, Hochaltar).

Einleitend hatte Dr. Walzer darauf verwiesen, daß beim anderen Teil der Sammlung in der Lorenzkapelle, bei

den Figuren vom Rottweiler Kapellenturm, weniger die Frage entscheidend ist, ob sie nun wirklich die ersten gotischen Figuren bei uns sind oder nicht. Noch wesentlicher ist die Tatsache, daß mit ihnen die an den Kathedralportalen Frankreichs allmählich ausgebildete Art, mit gotischen Figuren das Erlösungsthema darzustellen, so umformuliert wurde, daß in ihm der symbolischen Bedeutung der mittelalterlichen Kirchtürme entsprechend das Verkünden gewissermaßen als Leitmotiv herausgestellt wurde. Dieses Bestreben, die Symbolik des Baus und das an ihm herkömmlicherweise darzustellende Thema in Einklang zu bringen, verrät eine Neigung zum Ausdrucksmäßigen und damit zum Gedanklichen, die offensichtlich zur Eigenart der späteren schwäbischen Plastik paßt.

Dem Redner war es übrigens an diesem Abend sowohl wie bei seinen Führungen am Donnerstag Morgen sichtlich eine Herzensangelegenheit, darauf aufmerksam zu machen, daß man auf derartige Werke und Schätze wie die in der Lorenzkapelle nicht nur stolz sein darf, sondern sie auch dem Zeitgeschmack entsprechend aufstellen muß. Wie anders würde die weitbekannte Sammlung in der Lorenzkapelle wirken, wenn ihre Figuren nicht mehr derart dicht nebeneinander gereiht und auch entsprechend gesichtet gezeigt werden könnten.

Über der alten Kunst kam die neue nicht zu kurz. Glücklicherweise traf es sich, daß die Wanderausstellung „Malerei und Plastik aus Südwürttemberg und Hohenzollern“ zur Zeit der Tagung in Rottweil zu sehen war; ihr galt eine Führung von Dr. A. Schahl, der den Teilnehmern die wichtigsten Werke nach Form und Gehalt als Bekundung des Menschen unserer Zeit nahe brachte. Gleichzeitig lief eine Führung durch die Glasmalereiwerkstätte von Wilhelm Derix, in der soeben ein Papstfenster für die Wiedereröffnung des Kölner Doms entstand.

All dies galt, unmittelbar und mittelbar, Rottweil. Indessen blieb es nicht dabei. Weit war der Griff hinaus ins Land, über die Baar hinweg in den Schwarzwald, das Hegau, die Südwestalb sowohl nach Natur und Landschaft, Volkstum, Kunst und Kultur.

Der Rottweiler Geologe Dr. J. Stemmer bezeichnete in seinem grundlegenden Einführungsvortrag das Landschaftsgebiet der Tagung als ein rechtes und echtes „Freilandmuseum“. Mit „planetarischem Ethos“ verstand er es, die Formen der Oberfläche der Erde als Ergebnis ihrer Geschichte zu deuten, so daß hinter seinen Ausführungen so etwas wie ein eigentümliches Erdgesicht mit charakteristischen Zügen auftauchte. Eingehend würdigte er die Schichtstufen, in denen die Landschaft nach Nordosten wie die von unten nach oben verlegten Ziegel eines Daches ansteigt, vom in sich dreifach gestuften Jura über den Keuper, Muschelkalk und Buntsandstein bis zum Urgestein des Hochschwarzwaldes. Die tektonischen Kräfte haben indessen nicht nur die Schichtstufenneigung bewirkt (im Randengebiet Einfall bis 6%), sie verursachten auch Bruchlinien; die „Wellblechstruktur“ des granitischen Untergrundes ließ nur Spaltung, nicht Faltung zu. Sehr

bemerkbar macht sich dabei eine Bruchzone, welche etwa vom Kaiserstuhl in den Lenzkircher und Bondorfer Graben führt, im Wutachgebiet eine eigentümliche Reliefumkehr hervorrief, ferner im Hegau die Feueressen der dortigen Vulkane öffnete und in den Bodenseegraben ausläuft. Dazu kommen die Kräfte der Erosion, wobei zwischen dem alten, ausgeglichenen, ruhigen danubischen System, welches über die Aare zur Alpenrhone verfolgt werden kann, und dem gegensatzreichen rheinischen Einflußgebiet zu unterscheiden ist. Über die Baar etwa ist der Hobel der Erosion des Donausystems gegangen, dem nur die Weißjurakuppen des kegelförmigen Karpfens (Name doch wohl von calph = kahl, vgl. Calw) und der langgestreckte Lupfen widerstanden. In der Randen wiederum herrscht das rheinische Gesetz; die Wutach hat in ihrem kurzen Lauf ein Gefälle wie die Donau von ihren Anfängen bis nach Straubing. Die Hegauberge sind durch die Abschwemmungstätigkeit der Ach herauspräparierte Vulkanruinen (Schlotfüllungen nebst Tuffrahmen). Im Aitrachtal schneidet die tiefeingesägte Wutach das hoch gelegene ehemalige flache Donautal, so daß der Müller durch Stellen der Wehrfalle die Aitrach zur Donau oder zum Rhein lenken kann. Unentschiedene Gefälleverhältnisse weisen oft auf die alte Schwarzwald-Donau, die von der Wutach angezapft wurde und deren Einflußgebiet erniedrigte. Die Eschach strömt heute noch der Spaichinger Pforte zu und zeigt so ihre Treue zur Donau, zu der sie einst gehörte. Auch der Neckar floß donauwärts. In der Gosheimer Pforte liegt ein geköpftes Tal vor uns, das die Beera nicht geschaffen haben kann. Das großartigste Beispiel aber des Tributs, den die Donau dem Rhein zollt, ist die Achquelle. Das Donauwasser benützt nach seiner Versickerung vorwiegend die Schichten des Weißjura-Beta, wobei jedoch keine unmittelbare Abhängigkeit vom Donauwasserstand festzustellen ist. Auch die Prall- und Gleithänge sowie die Kleebwälder (Kleeb-Steilhang) der Muschelkalkhänge, die Pockennarbigkeit einer durch Karsteinbrüche in Mitleidenschaft gezogenen Erdoberfläche wurden gewürdigt.

An Hand von Bildern, die Dr. Sumser aus Hüfingen zur Verfügung gestellt hatte, – man sah deshalb auch die berühmten zu Fronleichnam gelegten Hüfinger Blumenteppeiche – erhielten die Teilnehmer schließlich noch ein gutes Bild sowohl von der Steppenheide-Pflanzengesellschaft als auch der atlantischen Flora. Ja sogar auf die Abhängigkeit der Besiedlung von den Bodenverhältnissen ging der Vortragende in seinen umfassenden Ausführungen ein. Er führte auch, zusammen mit Prof. Dr. Schwenkel, auf den drei ganztägigen und zwei halbtägigen Studienfahrten; Prof. Dr. Schwenkel vertiefte insbesondere auf dem Fehrenbühl, dem Dreifaltigkeitsberg, in der Wutachschlucht und an der Blumbergpforte das starke Erlebnis der Landschaft zum festen Verständnis. Wichtig waren seine Ausführungen zur Frage der Erhaltung des Wutachtales: „Dieses Tal sollte nach Ansicht von Hunderttausenden und aber Hunderttausenden der Bevölkerung für Erholungszwecke für alle Zukunft unberührt

erhalten bleiben. Es ist das einzige unberührte, naturhafte, wilde Gebirgstal, das wir im Schwarzwald noch haben. Es kommt hier wirklich nicht darauf an, ob man so und so viele Kilowattstunden gewinnt, es kommt hier wirklich darauf an, daß man ein unersetzliches landschaftliches Gut der Nachwelt erhält." Nicht vergessen werden darf die schöne Führung durch das Schwenninger Moos von Dr. Pfahler.

Auf solchen Voraussetzungen konnte Syndikus Dr. Mußler von der Industrie- und Handelskammer Rottweil weiterbauen in seinem Vortrag „Die industrielle Entwicklung in der Südwestalb, der Baar und dem anschließenden Schwarzwald“, wenngleich es deutlich wurde, daß die Industrie dieses Raumes keineswegs rohstoff-orientiert, sondern arbeits-orientiert ist, darin freilich ursächlich verwachsen mit dem einheimischen und bodenständigen Hausgewerbe. Der Vortragende begann seine Ausführungen mit einem Bekenntnis zu dem wirtschaftlich ausgeglichenen Charakter des bezeichneten Gebietes, dem er weder mehr Industrie noch mehr Landwirtschaft wünschte. Einprägsam wurde dabei der Zweck der Wirtschaft bezeichnet: nicht Selbstzweck zu sein, sondern dem Menschen zu dienen und ihn mit den Gütern zu versorgen, deren er zum Leben bedarf; im weiteren Sinn dient sie darin auch der Kultur, hat den Menschen und seine vervollkommenung zum Ziele. Das Gesicht der Wirtschaft der Gegenwart ist durch die Technik geprägt, sofern Technik Nutzbarmachung der Naturkräfte ist. Vor 100 Jahren war das Land im Umkreis noch weithin agrarisch; Schwenningen war das größte württembergische Dorf, zu dessen Handwerkern auch ein paar Uhrmacher zählten. Größter Industrieort war Schramberg, und zwar auf Grund seiner keramischen Industrie und der Strohwarenanufaktur. Im allgemeinen lebten die Menschen von der Landwirtschaft und es wurde viel gehungert. Auswanderungen in großer Zahl waren die Folge. Die Gesamtbevölkerung betrug 1834 rund 109 000 Seelen, heute ist sie auf etwa das Doppelte gestiegen, vor allem in den Arbeiterwohngemeinden; in den Landgemeinden blieb der Stand der Bevölkerung günstigenfalls gleich (die „Landflucht“ währt bis heute). Die eigentliche Industrialisierung setzte nach dem siebziger Krieg ein, 1895 betrieben noch 50 % der Bevölkerung Ackerbau und 40 % waren gewerblich und industriell tätig; 1905 schon war der Anteil der ackerbautreibenden Bevölkerung auf 22 % gesunken und der Anteil der in Industrie und Gewerbe Tätigen auf 54 % gestiegen, die restlichen 24 % verteilen sich auf die in den Verwaltungen des Staates und der Gemeinden Beschäftigten. Bedeutende Industrie war damals und blieb die Uhrenindustrie in Schramberg und Schwenningen. In Schwenningen ist sie bodenständig; sie hat sich hier aus dem Uhrmacherhandwerk, Heimarbeit und Handel, entfaltet. Die Schramberger Uhrenindustrie hingegen verdankt ihre Entstehung einem Kaufmann und Unternehmer, Erhard Junghans, dem es um die billigere und bessere Herstellung und den Absatz auf dem Markt ging. Sie ist darin ausgesprochen frühkapitalistisch. In

beiden Fällen jedoch werden für die zunehmende Bevölkerung neue Lebensmöglichkeiten geschaffen. 1861 beschäftigte Erhard Junghans 30 Schreiner, 20 Uhrmacher, 10 Metallarbeiter, Maler und Vergolder; 1870 waren es insgesamt schon 100 Arbeiter, 1892 750, gegen 1914 rund 4000. Heute sind in der Uhrenfabrikation rund 14 000 Arbeiter beschäftigt.

In Schwenningen macht Johannes Bürk den Versuch einer Überwindung der handwerklichen Rückständigkeit. Mit Unterstützung der Stuttgarter Regierung geht er an die Bestandteilfeabrikation heran; als die Uhrmacher die genormten, billigen Bestandteile ablehnen, wendet er sich der Kontrolluhr zu und gründet 1866 die Württembergischen Uhrenfabriken Bürk & Söhne. Ende der sechziger Jahre setzt in Schwenningen Erich Mauthe ein. Noch 1875 gab es indessen viele kleine Uhrenbetriebe, um 1880 noch 120 bis 130. Erst in den achtziger und neunziger Jahren saugt die Großindustrie die Klein- und Kleinstbetriebe auf. Schrittmacher sind dabei alle Unternehmerpersönlichkeiten, welche daran gingen, die Absatzmärkte zu erschließen, wobei schließlich die Weltmärkte die Inlandmärkte überrunden. Die Uhrenindustrie wird zur Exportindustrie; sie wird ferner zur Mutter weiterer Industrien (Bestandteile, Verpackungen, Druckgewerbe, Maschinenindustrie, elektrotechnische Industrie). Rottweil, Deißlingen, Dünningen, Mühlheim, Gosheim werden ergriffen. Was für Schramberg und Schwenningen die Uhrenindustrie ist, war für Tuttlingen die Herstellung von Messern und Schuhen. Während es 1835 noch 5300 Einwohner hatte, zählte man 1870 7200, 1905 14 600, 1933 17 200, heute 24 000. In den sechziger Jahren waren rund 150 Messerschmiede vorhanden, deren größter Betrieb allerdings nicht mehr als 75 Arbeiter hatte. Der Krieg 1870/71 gab der Herstellung chirurgischer Instrumente Auftrieb. 1867 gründete Fr. Jetter die erste Instrumentenfabrik mit 2 Arbeitern; 1880 zählte diese 100 Arbeiter. Im übrigen gab es viele Kleinbetriebe, da Serienherstellung bei Instrumenten nur bis zu einem gewissen Grad möglich ist. Die Schuhindustrie litt durch die Umstellung nach dem ersten Weltkrieg auf Sport- und modische Straßenschuhe; heute arbeiten noch zwei große Schuhfabriken mit zusammen 500 Arbeitern. In Schwenningen steht die Schuhfabrikation an zweiter Stelle. Alles in allem sind in der Schwenninger und Tuttlinger Schuhindustrie 3500 Personen beschäftigt. Trossingen ist die Harmonikastadt. Die „Bläses“-Herstellung wurde 1827 fast durch einen Zufall eingeführt; 1860 waren schon etwa 40 Harmonikamacher an der Arbeit. 1855 schon war die Matth. Hohner AG. gegründet worden, die heute etwa 3500 Arbeitern Brot gibt. Filialen wurden in den umliegenden Ortschaften, je nach dem Angebot von Arbeitskräften, errichtet. In Oberndorf, wo seit 1874 die Fa. Mauser am Werke war, stieg die Zahl der Arbeiter von 200 im Jahre 1870 auf 1000 im Jahre 1890, 3000 um die Jahrhundertwende und 10 000 im Weltkrieg. Rottweil beherbergt die fast älteste württembergische Baumwollweberei, die 1828 gegründet worden

war. Nicht vergessen werden darf die Duttenhofersche Pulverfabrik, die 1863 nur 8 Arbeiter beschäftigte, 1893 rund 280. In Spaichingen hat sich die Möbelindustrie niedergelassen. So entstand vor den Zuhörern ein klares Bild des wirtschaftlichen Gefüges der Landschaft, welches noch dadurch ergänzt wurde, daß die Fa. Hohner die Teilnehmer nach Trossingen zu einem Harmonikakonzert geladen hatte, wobei das Hausorchester der Firma auch neue elektronische Instrumente vorführte; die Teilnehmer nahmen die Darbietungen mit Begeisterung auf.

Einen wichtigen Beitrag zur Volkskunde des besuchten Gebietes gab Willy Baur mit seinem Vortrag „Die Fasnet im schwäbisch-alemannischen Raum.“ Er stützte sich dabei auf einige Hundert Farbaufnahmen. Baur grenzte die „Fasnet“ vom „Karneval“ ab, wobei er die Quellen für die Fasnet im ursprünglichen bäuerlichen Dämonenglauben sieht. Bezeichnend ist, daß die althergebrachte Fasnet noch bis in die neuere Zeit hinein der Frau weitgehend verschlossen ist. Im ganzen schwäbisch-alemannischen Raum ist keine alte Maskenform oder kein Masken „hä“ für die Frau zu finden. Der für den höfisch-gesellschaftlichen, unter italienischem Einfluß stehenden „Karneval“ bezeichnete erotische Zug fehlt der „Fasnet“ weitgehend. Noch bis vor wenigen Jahrzehnten wurde das Tragen einer der hergebrachten alten Maskenformen durch Mädchen oder Frauen auf sehr derbe Weise bestraft. Die Elemente der Fasnet gehören im wesentlichen auch allem anderen Brauch im Jahreslauf an. Die Maskentypen vom „hörigen Bär“ in seiner Strohverkleidung, den „Plätzlern“ der Bodenseegegend bis zum Elzacher Schuddig faßt Baur als Variationen einer dämonischen Schreckmaske zusammen, der er auch den Rottweiler Federhannes zurechnet, der sprachlich ja sowieso seinen Inhalt schon andeutet. Dagegen hat die hellere Erscheinung der Gschellnarren mit all ihren Abarten mindestens die Vermutung freundlicher Wachstumsdämonen für sich. Neben ihnen gibt es unverkennbar Zwischentypen mit barocken italienischen Einflüssen. Die ursprünglichen groben bäuerlichen Formen sind längst verbürgerlicht und haben ihren alten Sinngehalt weitgehend verloren, sie stellen heute mehr oder weniger eine Repräsentation der einzelnen Narrenorte dar. Die Entwicklung hat in Elzach geradezu zu einer Konfektionierung geführt und einer Aufmachung, bei der auf äußerliche Wirkung allzu sehr Wert gelegt worden ist. Neben den hergebrachten mehr oder weniger alten Narrentypen sind nicht zu übersehen die lebendigen Fastnachtsspiele, wie etwa das Stockacher Narrengericht, das Bräuteln in Sigmaringen oder das Ehemänner-Säen in einigen Orten abseits der großen Straßen das Grossefinger Narrengericht und der kleine Brauch, das „Schwärzen“, die Fuchskühle, die Anbau- und Wetterregeln für die Fasnachtstage, schließlich das Fasnetvergraben, Dinge, die teilweise noch sehr lebendig sind und den magischen Hintergrund allen Fasnetsbrauches noch deutlich zeigen. Für die Bewertung der jetzigen Form des Fastnachtsbrauchtums gab W. Baur den Orten den Vorzug, in denen eine Gemeinschaft den Brauch als eine gefühls-

mäßige Verpflichtung, wie beim Rottweiler Narrensprung, nach hergebrachten Formen pflegt. Wo Fasnetsbrauch aus seiner örtlichen Umgebung losgelöst an dritten Orten „vorgeführt“ wird, wie bei den seit drei Jahrzehnten veranstalteten Narrentreffen, ist er zum Theater geworden. Der kritische Beobachter kann in den letzten drei Jahrzehnten bei diesen Gelegenheiten feststellen, wie zahlreiche Narrentypen aus wirklichen oder vermeintlich historischen Elementen neuerdings zusammengestoppelt worden sind. Neben den Tendenzen nach äußerlichem Erfolg und Publikumswirkung hat die schwäbisch-alemannische Fasnet aber vielfach noch Züge eines echten Brauches, die allerdings im wesentlichen nur abseits der breiten Straßen zu beobachten und zu erleben sind.

Weitere Beiträge zur Volkskunde brachten die Betrachtungen der sowohl natürlich landschaftlich als geschichtlich begründeten Besonderheiten der Bauernhäuser gelegentlich der Fahrten durch Dr. A. Schahl, vor allem des Gutacher und Kinzigtäler Schwarzwaldhauses sowie des Hauses der Baar, dessen Wohnabschnitt – wie man in Aasen sah – durchgemauert und mit Brandmauern in Form von Staffeligiebeln versehen ist.

Über allem kam die Kunst und die Kultur des besuchten Gebietes nicht zu kurz. Das Kloster von Alpirsbach wurde von Dr. A. Schahl als Denkmal des monastischen Lebens seiner Erbauer gedeutet und dabei die Verbindungslinien hinsichtlich des Chores zu Cluny II, des Schiffes zu Hirsau gezogen. Die Wallfahrtskirche Triberg ist insofern eigenartig, als sich eine Schwarzwaldtanne mit einem Marienbild im kultisch-liturgischen Mittelpunkt des Raumes befindet. In der Kirche auf dem Dreifaltigkeitsberg deutete der Führende die Neigung des Barocks, den Längsraum in den Zentralraum überzuführen aus der Absicht, den Beschauer in eine zeit- und weltentnommene feierliche Stille zu führen, in der nun vermittels der Dekoration, also Plastik und Malerei, der Himmel auf Erden, das wiedergewonnene Paradies, die neue Schöpfung beschworen wird; die offenen, räumlichen, malerischen Formen jener Dekoration wurden ihrem Wesen nach als ekstatisch, mystisch und visionär bezeichnet. Ein der Gründung nach uraltes Nikolauskirchlein, noch romanisch, aber in der Spätgotik entscheidend verändert, lernten die Teilnehmer in Buchenberg kennen, wo es indessen vor allem das „Buchenberger Herrgöttle“ war, das die allgemeine Aufmerksamkeit fesselte, das verbliebene Bruchstück eines in Lindenholz geschnitzten Gekreuzigten der Zeit um 1200, aus dem aber immer noch die Hoheit der Christus-König-Auffassung der Romanik spricht.

Durch Villingen, dessen prächtiger Rathaussaal einen starken Eindruck hinterließ, führte Prof. Revellio, der es in dankenswerter Weise verstand, das Wesentliche in gebotenen gedrängten Kürze zu sagen. In Donaueschingen hingegen hatten die Teilnehmer einen ganzen Nachmittag Gelegenheit, Kunst und Kultur des Hauses Fürstenberg kennenzulernen. Das dem Geschlecht der Grafen von Urach entsprungene Geschlecht erwarb den Ort

1488; Fürst Joseph Wilhelm Ernst, der die Stühlinger, Meßkircher und Heiligenberger Linien vereinigte, verlegte 1723 den Sitz der Fürstenberger hierher. Seitdem wurde Donaueschingen Mittelpunkt der kulturellen Bestrebungen des Fürstenhauses; Fürst Karl Egon II (1804 bis 1854) faßt den reichen Familienbesitz an Kunstwerken zusammen und vermehrt ihn durch umfangreiche Neuerwerbungen. Dieser bietet sich heute in drei Gebäuden dar: dem Schloß, den Sammlungen im Karlsbau und der Hofbibliothek mit Archiv. Baugeschichtlich unbedeutend bezaubert das Schloß, ein Umbau der Jahre 1893-96 des Erstbaues von 1723, durch seine Lage im Park bei der in neuerer Zeit gefaßten „Donauquelle“, deren Ruf es nicht schadet, daß Brigach und Bregel die Donau irgendwo anders zuwege bringen. Münzenfischende Buben weisen auf die Sitte des Quellopfers in der Gegenwart, alte Akten berichten vom Sprung in den Quell, den die Gäste des fürstlichen Hofes verrichten mußten, worauf sie sich mit einem Vers ins Gästebuch einzutragen hatten. Im Inneren, das Räume erlesener Wohnkultur birgt, ist eine Fülle von altem Kunstgewerbe der verschiedensten Arten zusammengetragen, darunter der berühmte Fürstenberger Lehnbecher aus Straßburg (um 1480), ferner etwa ein Elfenbeinkrug von Leonhard Kern, Bildnisse des Königs Wilhelm I. und seines Bruders Alexander, Gemälde von J. B. Seele. Den 1869 eigens für Museumszwecke errichteten Karlsbau verließen die Besucher mit dem Wunsch, oft wiederzukehren: selten wohl sind in einer fürstlichen Privatsammlung solche Schätze altdeutscher Gemälde zusammengetragen worden, von denen die meisten dem südwestdeutschen Raum entstammen. Der Meister von Meßkirch wurde bereits genannt, neben ihm treten die Sigmaringer Brüder Strüb, Zeitblom, Schöffelin, der Züricher Veilchenmeister, der Nelkenmeister, Hans Holbein d. Ä. mit den zwölf 1496 für die Kreuzkirche Augsburg geschaffenen Passions tafeln, dazu die hl. Lucia und hl. Elisabeth von M. Grünewald (außerdem eine Magdalenenklage in einer Kopie des 17. Jahrhunderts) und namhafte Meister der Spätrenaissance in ihrem Übergang zum Barock („Manierismus“). Im Max-Egon-Saal des Archivs mit prächtigen, um 1730 für das Schloß in Meßkirch geschaffenen, Bücherschränken waren die bedeutendsten Handschriften der Hofbibliothek aus karolingischer und ottonischer Zeit, das Prachtbrevier der Zeit um 1240, mit köstlichen Miniaturen versehene Stundenbücher des 15. Jahrhunderts, die Handschrift C des Nibelungenliedes, Wolframs Parzival, die Weltchronik des Rudolf von Hohenems, dazu alte Liedersammlungen wie der Wasserburger Codex und das Donaueschinger Liederbuch, auch Inkunabeln, ausgestellt.

Auf Grund eines besonderen Entgegenkommens und durch die Freundlichkeit der fürstlich Fürstenbergischen Archivarin Dr. Erna Huber war es möglich, an dem Abend „Die Heimat im Spiegel der Dichtung“ aus Originalnoten des Donaueschinger Archivs zu musizieren.

Der Kammermusikkreis Rottweil unter der Leitung von Musikdirektor Alfons Kade, welcher sich auch um den musikalischen Teil des Eröffnungsabends großes Verdienst erworben hatte, boten eine Sonate von Conradin Kreutzer aus Meßkirch (1780-1489) und J. W. Kalliwoda aus Prag (1801-1866). Die von Dr. A. Schahl in Zusammenarbeit mit Frl. G. Ritter, die sich auch um die Organisation der Tagung große Verdienste erworben hatte und Frau Erika Scherer, die verbindende Worte sprach, ausgewählten Rezitationen trugen Mitglieder der Literarisch dramatischen Gesellschaft Rottweil vor. Sie führten von Rottweil im weiten Umkreis durch Baar, Schwarzwald, Hegau und Südwestalb und begannen zeitlich mit dem reizenden Gedicht des römischen Dichters Ausonius auf seine bei den Donauquellen heimische Sklavinnen Bissula, um über den Sagenschatz, die Minnesänger, die österreichische Reimchronik Ottokars von Steiermark mit ihrer Schilderung der Schlacht von Oberndorf, die Zimmersche Chronik, Viktor von Scheffel, Berthold Auerbach und Hansjakob bis in die Dichtung der Gegenwart zu führen. Nicht nur charakteristische Züge von Natur und Landschaft, auch solche des Volkstums und sogar der künstlerischen Kultur wirkten zusammen zum dichterisch verklärten Gesicht der engeren Heimat, und wo je hätten wir Heimat im Wort je besessen, wenn nicht in der Schau des Dichters.

Auf einer der Fahrten hatte sich übrigens Gelegenheit zum Besuch des Gasthofes zur Scheffellinde ergeben, den Scheffel besungen hat; hier beschworen Dr. J. Stemmer und Prof. Dr. Schwenkel die Geister der Marigutta und des Juniperus.

Ein „Pandämonium“ der Volksgeister der Baar bildete der abschließende Heimatabend, an dem der Sing- und Tanzkreis des Schwenninger Heimatvereins unter Leitung und persönlicher Mitwirkung von G. F. Weber wesentlichen Teil hatte. Die Schwenninger Tracht, zusammen mit den erneuerten Volkstänzen und den mundartlichen Vorträgen standen im seltsamen Gegensatz zu den Mundharmonika- und Akkordeonvorführungen des von der Firma Hohner freundlich entsandten Mundharmonikatrios Hohnerklang (mit den Herren Feil, Held, Wertz) und des Akkordeonweltmeisters Fritz Dobler. Volksbildende Kräfte von einst und heute! Was man schließlich als Bestes mitnahm, waren die Mundartdichtungen der Herren Hugo Geißler, den wohl alle Anwesenden damals zum letztenmal sahen – er wurde uns jüngst durch den Tod entrissen –, Karl Hötzer, der auch aus Matthias Koch las, und G. F. Weber.

Nicht vergessen werden darf der Dank an den Süddeutschen Rundfunk, dessen „Südwestdeutsche Heimatpost“ mit ihren roten Übertragungswagen unter Leitung des unseren Mitgliedern wohlbekannten Herrn Wilhelm Kutter und mit Frl. G. Fröhlich die Teilnehmer auf allen Fahrten getreulich begleitete. Das Manuskript der am 30. Juli gegebenen Sendung „Rottweiler Tage“ konnte inzwischen an alle Teilnehmer versandt werden.

Veranstaltungen im Winterhalbjahr 1956/57

Der Schwäbische Heimatbund führt auch in diesem Winterhalbjahr eine Reihe von Vorträgen und Führungen durch. Die Mitglieder der einzelnen Ortsgruppen werden von den Vertrauensmännern rechtzeitig durch Vervielfältigungen und Bekanntgaben in der Tagespresse verständigt. Die Mitglieder in Groß-Stuttgart sind bereits durch eine Drucksache von den Veranstaltungen des Winterhalbjahres in Stuttgart in Kenntnis gesetzt worden. Mitglieder außerhalb Groß-Stuttgarts, die an diesen Veranstaltungen teilnehmen wollen, werden gebeten, die Drucksache anzufordern.

Vorschau auf das Sommerhalbjahr 1957

Die Landesveranstaltungen und die Studien- und Lehrfahrten der Ortsgruppe Stuttgart werden in Heft 1/1957 ausführlich angezeigt werden. Heute schon weisen wir die Mitglieder auf folgende Landesveranstaltungen hin. Die Jahreshauptversammlung findet am 22. und 23. Juni in Tübingen statt. Zu Pfingsten, vom 8. bis 10. Juni, wollen wir wiederum unsere Mitglieder in Ochsenhausen zusammenführen, um mit ihnen Oberschwaben zu bereisen und zu studieren. Der alljährliche große Ferienkurs findet 1957 vom 27. Juli bis 3. August in Sigmaringen und Inzigkofen statt. Er trägt den Titel „Obere Donau-Tage“ und wird die Teilnehmer in drei ganztägigen und zwei halbtägigen Fahrten sowie mehreren Vorträgen und künstlerischen Darbietungen mit Natur und Landschaft, Volkstum, Kunst und Kultur um die obere Donau vertraut machen. Dabei werden besucht: Beuron, Schloß Bronnen, Burg Wildenstein, der Knopfmacherfelsen, Tiergarten, Gutenstein, das gesamte Lauerherttal mit Veringendorf und -stadt, der Nikolaushöhle, Hermentingen, Hettingen, Mariaberg und Trochtelfingen, ferner das Bittelschießer Täle mit Bingen, Meßkirch, Kloster Wald, Pfullendorf und Kloster Habstal, dazu Scheer, Ertringen, Neufra, der Bussen mit Riedlingen, Heiligkreuztal und die Heuneburg. Bis jetzt sind Vorträge von Landeskonservator Genzmer über Architektur, Malerei und Plastik an der oberen Donau und Willy Baur über „Land und Leute an der oberen Donau“ in Aussicht genommen; Willy Baur wird auch den Schlußabend leiten, der unter der Bezeichnung „Sigmaringer Humor“ läuft. Außerdem sind ein geschichtlicher, ein musikgeschichtlicher und ein vor- und frühgeschichtlicher Vortrag geplant. Durch das große Entgegenkommen des Volkshochschulheims Inzigkofen sind wir diesmal in der Lage, unseren Mitgliedern die neu hergerichteten und gut ausgestatteten Räume des ehem. Frauenklosters Inzigkofen, in dessen Kapitelsaal die Vorträge stattfinden werden, als Unterkunft anzubieten; dazu Vollverpflegung aus der Küche des Heimes (Unterkunft und Verpflegung pro Tag rund 7 DM). Außerdem stehen Unterkünfte in Hotels und Gasthäusern von Sigmaringen zur Verfügung. Zwischen Sigmaringen und Inzigkofen wird ein Pendelverkehr (Omnibus) durchgeführt.

Tagung der Hausforscher

Auf der Mitgliederversammlung in Traunstein (1. September 1956) begrüßte der erste Vorsitzter, Universitätsprofessor Dr. Schier die zahlreich Versammelten, darunter auch Gäste aus den Nachbarländern Österreich, der Schweiz, Holland und Belgien. In seinem Jahresbericht gab er einen Überblick über Stand und Fortschritt der Hausforschung in den einzelnen Bundesländern. Der Aufforderung von Dr. Bernt-Marburg/Lahn, neben der Bauernhausforschung auch die Bürgerhausforschung voranzutreiben, wurde durch Zusage materieller und ideeller Unterstützung entsprochen. Ferner wurde angeregt, eine Kartei der vorhandenen Maßaufnahmen anzulegen, sowie ein Handbuch der Hausforschung auszuarbeiten, ähnlich der „Wegleitung“ der Schweiz; auch ein Sachwörterbuch der Hausforschung wäre eine Notwendigkeit. Außer einer Stadtbesichtigung mit Besuch des Heimatmuseums fanden am Samstagnachmittag und -abend Vorträge statt. Hauptkonservator Dr. Gebhard, München, gab einen anschaulichen Überblick über die Hausforschung in Bayern; Prof. Dr. Moser, Klagenfurt, berichtete über die in Österreich und für den erkrankten Prof. Söder dessen Sohn über die Ergebnisse der Bauernhausforschung in Oberitalien und im Alpenraum. Ausgezeichnet und von warmem Heimatgefühl durchpulst waren die einführenden Lichtbildervorträge von Prof. Dr. Pichler, Villach, über die geplanten Exkursionen.

Nachdem uns der überfüllte Tauernexpress am Sonntagnachmittag nach Villach gebracht hatte, führte uns Dr. Pichler durch diese Paracelsusstadt mit ihren reizvollen Arkadenhöfen, und am Abend fand ein Empfang durch den Bürgermeister statt mit darauffolgender Abendtafel. Autobusfahrten führten nach Maria Wörth und Klagenfurt mit Empfang im historischen Stadthaus, Besuch des Landes- und Freilichtmuseums, Besichtigung der hochinteressanten Ausgrabungen am Magdalensberg bei Maria Saal. Tags darauf führte eine zweite Exkursion nach Millstatt, St. Peter und in herrlicher Bergfahrt nach dem hochgelegenen St. Oswald, also in das Rumpfgebiet der sogenannten Ringhöfe (Ringhof mit Rauchkuchel), die hier noch in ursprünglicher Form erhalten sind, während die alten Haus- und Hofanlagen im Tal immer seltener werden. Von dieser volkskundlich so ergiebigen Berghöhe führen wir weiter nach Gurk mit seiner weitbekannten, großartigen Domkirche. Nach der Rückkehr wurde uns in Villach noch ein reichgestalteter Heimatabend der Kärntner Landsmannschaft im Parkhotel geboten.

Die Mehrzahl der Konferenzteilnehmer führte noch eine zweitägige, eindrucksvolle Exkursion durch nach Cividale, Aquileia, Grado, Treviso und zurück nach Villach. Von besonderem Interesse war unter Führung von Prof. Söder (Jugenheim) der Besuch der „Bocca di Primo“ und der Fischerhütten in der Nähe von Grado, wo noch Häuser mit offenem Herdfeuer ostgermanischer Herkunft vorkommen. – Viel Anregung brachten diese Tage auch durch persönlichen Meinungs austausch. *Max Lohß*

Robert Mörcher

Neuzeitliche Büromaschinen

STUTT GART FRITZ-ELSAS-STRASSE 46, 48 TELEFON 9 47 51/52

ADREMA

EXACTA

ROTO

GESCHICHTE DER STADT BIETIGHEIM AN DER ENZ

von Hermann Roemer

Herausgegeben im Auftrag der Stadtverwaltung

328 Seiten — 58 Abbildungen auf Kunstdrucktafeln — Leinen DM 13,50

In zwanzig Kapiteln hat Professor Dr. Hermann Roemer die „Geschichte der Stadt Bietigheim“ von der Vorgeschichte und der Römerzeit über das für die Stadt besonders bedeutungsvolle Mittelalter bis in die Gegenwart genau und lebendig behandelt, aber zugleich auch das Schicksal des ganzen Raumes an der unteren Enz. Trotz der Zerstörung Bietigheims im 30 jährigen Krieg hat diese alte, schöne Stadt noch viele Zeugen ihrer großen Vergangenheit bewahrt, unter denen besonders das reizvolle Rathaus, die Stadtkirche, die altehrwürdige Peterskirche, seine Türme, Fachwerkhäuser und Brunnen zu nennen sind.

Der Verfasser, der sich bereits durch sein vorzügliches Geschichtswerk über Markgröningen ein großes Verdienst erwarb, hat aus seiner intimen Kenntnis Bietigheims heraus auch die Landesgeschichte und die Wirtschaftsgeschichte Württembergs, wie sie sich im Raum von Bietigheim widerspiegelt, mit vielen neuen Gesichtspunkten dargestellt und dabei viel Unbekanntes und Wertvolles zutage gebracht. So wird dieses Heimatbuch, das mit ausführlichen Namen- und Sachregistern ausgestattet ist, für jeden Heimatfreund und historisch interessierten Leser einen Gewinn bedeuten.

W. KOHLHAMMER STUTT GART

Beilagenhinweis:

Diesem Heft liegt ein Prospekt der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, bei
über das Buch von Otto Rombach „Tillmann und das andere Leben“



VOLKSBANKEN

BEWAHRT SEIT 100 JAHREN

Schwäbische Autoren - Schwäbische Heimat

JOSEF EBERLE

Interview mit Cicero

Gestalten und Profile. 160 Seiten. Leinen DM 9,80

Der Autor, Herausgeber der „Stuttgarter Zeitung“ und in weitesten Kreisen bekannt durch seine Gedichte des Sebastian Blau, führt uns auf Nebenwegen zu einem neuen unmittelbaren Erlebnis der Antike. Die Antike, die hier geschildert und entfaltet wird, trägt die frische Farbe des Lebens und beweist aus sich selbst, wie nahe und wie notwendig uns das Erbe der alten Welt ist.

Die schwäbischen Gedichte des Sebastian Blau

Neuausgabe. 20.-22. Tausend. 156 Seiten. Leinen DM 8,80

„Viele dieser Gedichte sind so bekannt geworden, daß man ihren Verfasser darüber vergessen hat, und das ist das Höchste, was man einem Dichter nachsagen kann.“ *Schwäb. Post*

GUSTAV WAIS

Stuttgart im 19. Jahrhundert

150 Bilder mit stadtgeschichtlichen, baugeschichtlichen und kunstgeschichtlichen Erläuterungen.

In Leinen geb. DM 14,80

„Wer den einzigartigen Bildband voll romantischer Köstlichkeiten in die Hand nimmt, findet sich zurückversetzt in die Zeit unserer Väter. Der Künstler August Federer, der mit feinem Auge diese Bilder schuf, läßt uns in lebendigen Farben die alten Häuser wieder aufleben, die Gassen, und manche anheimelnde Winkel des alten versunkenen Stuttgart, durchweg in malerischen Motiven, die uns Älteren z. T. wohl vertraut sind.“ *Ev. Sonntagsblatt*

Alt-Stuttgart

Die ältesten Bauten, Ansichten und Stadtpläne bis 1800. Mit stadtgeschichtlichen, baugeschichtlichen und kunstgeschichtlichen Erläuterungen, 58 großenteils unveröffentlichten Tafeln, darunter 3 farbigen, sowie 4 Skizzen.

Zweite, nach den neuesten Forschungen ergänzte Auflage. XIV, 315 Seiten im Großformat. Leinen DM 39,60

Alt-Stuttgarts Bauten im Bild

640 Bilder, darunter 2 farbige. Mit stadtgeschichtlichen, baugeschichtlichen und kunstgeschichtlichen Erläuterungen.

XXXII, 697 Seiten im Großformat. Leinen DM 55,-

„Es gibt keine deutsche Stadt, die in unserer Zeit so gut dargestellt ist wie Stuttgart, durch die beiden großen Bücher von Gustav Wais!“ *Südd. Rundfunk*

In Vorbereitung

Die St. Leonhardskirche und die Hospitalkirche zu Stuttgart

Eine Darstellung der beiden gotischen Kirchen mit baugeschichtlichen und kunstgeschichtlichen Erläuterungen.

208 Seiten. Mit einer Vierfarbtafel und 110 Abbildungen. Leinen DM 10,-

Fordern Sie bitte unseren Wais-Sonderprospekt an

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART

Neue

URBAN-BÜCHER

im Herbst 1956

Band 19 GÜNTHER BORNKAMM

Jesus von Nazareth

Etwa 200 Seiten — Kartonierte DM 3,60

Dieses Buch des Heidelberger Theologen zeigt, daß der Weg zu dem Jesus der Geschichte noch immer offenliegt; der Band trägt darum zu einem neuen Verständnis Jesu, aber auch zu einem besseren Verständnis des urchristlichen Glaubens bei.

Band 20 KARL ENGISCH

Einführung in das juristische Denken

Etwa 200 Seiten — Kartonierte DM 3,60

Es geht in diesem neuen Urban-Band nicht darum, den Studierenden der Rechte mit den materiellen Grundbegriffen des Rechts vertraut zu machen, sondern den Studenten und den interessierten Laien in die Eigenart des scheinbar so geheimnisvollen und mitunter sogar befremdenden juristischen Denkens, also in die Logik und Methodik dieses Denkens einzuführen.

Band 21 HANS HINTERHÄUSER

Italien zwischen Schwarz und Rot

Etwa 180 Seiten — Kartonierte DM 3,60

Dem Leser wird hier eine wohldokumentierte, auf präzises Zahlenmaterial gestützte Darstellung der italienischen Wirklichkeit im ersten Nachkriegsjahrzehnt geboten.

Band 22 GÜNTHER LANCZKOWSKI

Heilige Schriften

Inhalt, Textgestaltung und Überlieferung

18 Kapitel, z. B. Koran, Rigveda, Avesta, Manichaica, Altes Testament, Neues Testament, Mormonen.

Etwa 180 Seiten Text und 16 Kunstdrucktafeln — Kartonierte DM 4,80

Das Buch dient all denjenigen, die sich eine Übersicht über die Grundlagen der wichtigsten Religionen der Erde verschaffen wollen.

Band 23 FRIEDRICH BEHN

Europäische Vorzeit Grabungsergebnisse

Etwa 180 Seiten Text mit 10 Plänen und 28 Schwarzweiß-Tafeln Kartonierte DM 4,80

In diesem Band geht es um Grabungen und Forschungen in außerklassischen Gebieten Mitteleuropas.

Band 24 FRITZ HEINEMANN

Jenseits des Existentialismus

230 Seiten — Kartonierte DM 4,80

Heinemann setzt hier seine historisch-kritischen Untersuchungen zum Thema Existentialismus fort. Als Ersatz für das Prinzip der „Existenz“ schlägt er das des „Antwortens“ vor.

W. KOHLHAMMER VERLAG

UNIVERSITAS

Zeitschrift für Wissenschaft, Kunst und Literatur

Herausgeber: Dr. H. Walter Bähr, Tübingen
Schriftleitung: H. W. Bähr und H. Rotta

Aus dem Inhalt von Heft 11/1956:

Prof. Dr. Will Grohmann, Berlin

**Der Blaue Reiter und die deutsche Malerei des
20. Jahrhunderts**

Prof. D. Paul Althaus, Erlangen

Das Christentum — Religion unter Religionen?

Prof. Sardar K. M. Panikkar, Neu Delhi

Die soziale Revolution im heutigen Indien

Prof. Dr. Heini Hediger, Zürich

**Das heutige Wissen vom Großtier und die
Arbeit der zoologischen Gärten**

Prof. Dr. Mario Wandruszka, Tübingen

Die Zukunft der Sprachwissenschaft

Doz. Dr. André-F. Essellier, Zürich

**Die Erforschung des Alterns durch die innere
Medizin**

Prof. Dr. phil. Dr.-Ing. Heinrich Quiring, Berlin

Das Gold in der Menschheitsgeschichte

Zur geistigen Situation der Zeit

Dr. Wolfgang de Boer, Bonn

Gibt es den modernen Menschen?

Monatlich 1 Heft mit 112 Seiten. Bezugspreis: Vierteljährlich DM 6.—; für Studenten 20% Nachlaß; Einzelheft DM 2.20.

Probeheft kostenlos

**WISSENSCHAFTLICHE
VERLAGSGESELLSCHAFT MBH.,
STUTTGART**

Postfach 40

WÜRTTEMBERGISCHE BANK

STUTTGART-N

Friedrichstraße 22

Ruf *99401

~~~~~

*Besorgung aller*

*bankmäßigen Geschäfte*

*Annahme von Spargeldern*

~~~~~

Göppingen

Poststraße 44 · Ruf 3941

Reutlingen

Marktplatz 9 · Ruf 7551

Tübingen

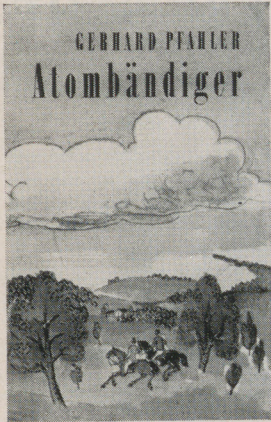
Karlstraße 3 · Ruf 3107

Ulm/Donau

Neue Straße 70 · Ruf 2471



Neue Steinkopf-Bücher Herbst 1956



GERHARD PFAHLER

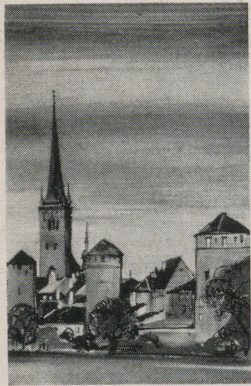
Atombändiger

128 Seiten. Kart. 3.80 DM,
Leinen 5.20 DM

Die neue Novelle von Professor Gerhard Pfahler, Tübingen, spielt auf der Schwäbischen Alb.

Atom muß nicht der Schrecken der Menschheit sein, fordert aber von uns allen Entscheidungen, die nicht den Forschern allein überlassen werden können. Jeder muß in seinem persönlichen Gewissen das Ja

zur Physik und das Nein zu ihrem Mißbrauch mitsprechen. Kein Lebender kann sich aus der Verantwortung heraushalten, mitzuwählen den Segen oder den Fluch.



ARNOLD HABICHT

Und ihre Stätte kennet sie nicht mehr

Die Geschichte einer baltischen Familie im Wandel der Jahrhunderte.

511 Seiten. Ln. 14.80 DM

Die Geschichte der Familie Habicht, die im frühen Mittelalter ins Baltikum kommt, die Aufstieg, Rückgang und erneute Festigung erlebt. Von der alten

Alnfrau Anna im 16. Jahrhundert bis zur Zeit vor dem ersten Weltkrieg sehen wir das Schicksal und das Leben der Familie. Das christliche Ethos der Lehrer und Kantoren wirkt mit seiner nüchternen einsatz- und tatbe-reiten Männlichkeit besonders auf uns heutige Menschen.



MARGARETE
WEINHANDL

Das Städtchen im Spiegel

356 Seiten. Ln. 12.80 DM

Dieser Roman ist ein Buch für unsere Zeit. Er führt zur Stille, zur Besinnung über unser eigenes Leben und zeigt dies durch den Spiegel eines Weisen, einer Art Till Eulenspiegel. Margarete Weinhandl geht bewußt auf die Pro-

bleme unserer Zeit ein. Sie sucht und findet im Spiegel ihres Till Lösungen, die, so einfach sie scheinen mögen, überzeugen und den Kern der Dinge treffen.



NEUE
KOSMOS-BÜCHER
1956



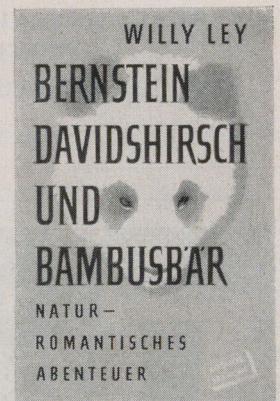
Sieben Safaris in drei
Kontinenten. Ein neues
Reisebuch von Format!

Ganzleinen DM 14.80



Die dramatische Ent-
wicklung der Atom-
wissenschaft. Ein Buch
von brennender Ak-
tualität.

Ganzleinen DM 16.80



Naturgeschichte als
spannendes und erre-
gendes romantisches
Abenteuer.

Ganzleinen DM 16.80

FRANCKH-VERLAG STUTTGART

J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart